Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Achter Band.

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.

1825.

Inhalt.

Zur Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

Seite

I. Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. 3

II. Romulus und Rimicius. 96

III. Über den Anonymus des Nevelet. 141

IV. Die Nachtigall. 158

V. Wörterbuch über Friedrich's von Logau Sinngedichte. 193

Zur
Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

I.

Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweiz, welche sich um den schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der großen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu seyn urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Litteratur ist, der kennt diese Fabeln, die unter dem Titel, Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu seyn müsse. Sie hielten sich nämlich für versichert, daß außer der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor, Joh. Geo. Scherz, von 1704 bis 1710 in eilf akademischen Dissertationen mit einem weitläuftigen Kommentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sey; und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber so etwas glauben, so glaubt es die Welt natürlicher Weise mit; denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich deßfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweizern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden: und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln seyn könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen, und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mir auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heineke in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr

vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte.*) Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerei zu thun gewesen war (besonders in so fern sie in der alten Formenschneiderei zu suchen), und er in solcher Absicht alle dahin einschlagenden Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahrt werden, in Augenschein genommen hatte: so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte steht, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführt worden, besonders von Johann Saubertus, in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeigt, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzt, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden.**) Allein weder Sau-

*) Nachrichten von Künstlern u. Kunstsachen. Th. II. S. 21.

**) *Io. Sauberti* Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis. Norib. 1643. in 12mo. p. 116.

bertus, noch sonst jemand, hatte etwas daraus mitgetheilt, woraus der nähere Inhalt zu schließen gewesen wäre: und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Werth erhält, als ihm von der typographischen Seite gebührt. Er führte nämlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß muse für nusse, es für er, verdruckt sey, das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derselben sey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunschweig, sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen; der

Fingerzeig wird mehreren in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir sind.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich sogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sey. Und da wäre es denn unstreitig mehr Lässigkeit, als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eins von meinen Ersten seyn lassen, mich auch hierüber durch meine eigenen Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah; und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nämlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch, schlechterdings nichts anders, als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweizer herausgegeben; unwissend, daß man ihnen längst damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleißes für so werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten — so erhellt doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward; denn

wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung dringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas seyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal als etwas ganz Neues, aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indeß auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 versteht, wird leicht begreifen, daß weder Scherzen, noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben, als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich; und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran

vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar, außer dem unsrigen, nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen.*)

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln steht, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken seyn. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewacht, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, selbst bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Äußerliche und Materielle des Buchs zu beschreiben: so setze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben

*) Nämlich in einem neuen Werke (Idée générale d'une Collection complette d'Estampes etc. à Vienne 1771. p. 275.), in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen ertheilte Beschreibung mit einigen Zusätzen wiederholt hat.

gesagt hat, noch dieses hinzu.*) — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weiße, und hat zum Zeichen den aus den Mainzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faustschen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beispiel entgegen gesetzt haben.**) — Die Blätter, deren in allen acht und achtzig sind, haben überhaupt keins von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt, und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginirt, noch gezählt; ohne Custos und Signatur: daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fractur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppel-Mittel-Fractur heißt. Dem ersten Ansehn nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Conrad Kacheloven seinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Be-

*) Nämlich, daß es in klein Folio sey, und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen copiren, und ihn sowohl seinen Nachrichten, als dem angeführten französischen Werke beidrucken lassen.

**) *Christ. Gottl. Schwarzii* Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur. p. 45.

trachtung findet man diese etwas stärker, und in den Zügen einiger großen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch, und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchstaben einer jeden Fabel sind roth hineingeschrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die ersten großen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind; als wodurch, die illuminirten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung steht: daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen, und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — Von Unterscheidungszeichen ist keins gebraucht, als das Punkt, und auch dieses kommt nicht da vor, wo es der Verstand erfordert, sondern steht am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numerirt,

und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen; aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die das Buch geführt, oder führen könnte, selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pflegt. Diese waren, vor dem Herrn von Heineke, auch bereits vom Saubertus angeführt, und lauten so:

Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist außerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet seyn soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige; und unter diesen wenigen findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es außer Mainz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands seyn, in welche sich die Druckerei verbreitet hätte, worunter sie die alte Cöllnische Chronik doch nicht rechnet; sondern sie müßte schlechterdings die allererste seyn, denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trifft man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg

gedruckt wäre; und nach dem Verzeichnisse des Pr. Marchand*) ist das erste, welches in dieser Stadt an das Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich seyn, daß eine so nützliche, und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerei, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenschein diese Vermuthung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug, daß, wenn er auch gänzlich dawider wäre, und man noch so offenbare Merkmale gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheint selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu seyn; und wenigstens wollte er ein Mißverständniß dabei argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse sich nicht behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt worden; es stehe bloß da, es sey in diesem Jahre daselbst geendet worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte.“ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese

*) Histoire de l'origine et des premiers progrès de l'imprimerie. Part. I. p. 86.

Weise zu verstehen sind: und aus dem Worte gendet ist freilich nichts für den Druck zu schließen. Doch gewiß auch nichts dawider: und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeint seyn. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind unstreitig weit älter, welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnöthig, noch jetzt diese Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er selber, in seinem neuern französischen Werke, auf seinem Argwohne nicht besteht, sondern es für gar nicht unmöglich erklärt, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Mainz, gewesen, in welchen die Druckerei getrieben worden.*) Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenschneiderei sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzt worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerei will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne von seiner Erfahrenheit in solchen Dingen etwas entgegensetzen

*) Idée générale, p. 277.

zu können, was ihm nicht längst bekannt sey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothese entgegen stehen, und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen, als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Vor jetzt liegt mir an allem diesen nichts: genug das Buch ist da; mag es doch entstanden seyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen, sondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte steht, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen, als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich an Sprache und Rechtschreibung von dem neuen, aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernt, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollständigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe copirt, hier mittheilen, und mit der ersten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nusse vant
Der hette er gessen gerne

Im was gesagt von dem kerne
Der wer gar lustiglich unde gut
Beswert was sein thum̄er mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der schalen darnach zu hant
Begreiff er der schalen hertikeit
Von den nussen ist mir geseit
Sprach er das ist mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er sie zu derselben fart
Der kerne der nusse im nye wart.
Demselben affen sein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verschmehen lange susikeit
Wenne man das feuer entzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleset mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dan̄ hitz gibt als es sol
Das feuer sich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Also ist es umb geistlichs Leben
Welches mensch sich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und vil dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Iry ein anfanck ist bereit

Ee das feuer der myn̄e
Im enzundet sein sin̄e
Hieran mag gedenken wol
Der mensch der got dienen sol
Der sol durch keinerley ablan
Er sol am stetem dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein wenig sehr zum Nachtheil des alten Bambergischen Druckes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden: so wird er doch auch nicht in Abrede seyn, daß hinwiederum in jenem eins und das andere vorkommt, welches offenbar das Bessere ist, und von den letzten Herausgebern hätte genutzt werden können. Wenn z. E. die Schweizerische Ausgabe in der 14ten Zeile liest,

„Die nuß der kerne im nit wart"

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemäßer,

„Der kerne der nusse im nye wart?"

Denn man sagt doch wohl unstreitig, der Kern der Nuß: und nicht, die Nuß des Kerns. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen,

Und im trostlich muige wesen
Als wir dik hörent lesen

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so

überflüssig, und zeigen von so einer elenden Flickerei, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. — Eine zweite Probe sey die neunte Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unserer die achte ist.

IX. (8.)

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freysam
Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart
Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte soll mir nicht engan
Wan̄ ich am allermeisten gevochten han.

Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntschafft lies ich anders feil
Die wir zusam̄en haben geschworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil musten sie ym alle lan
Und musten hungerig von dan̄en gan
Es geschicht unde ist auch recht
Wo sich gleichen wil der knecht
Dem herren durch sein thumen mut
Das schadt ym unde ist nicht gut
Mit herren weichsel essen
Wan̄ sie haben sich des vermessen
Der sich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichseln stil
Die herren sprechen wenn man teilen sol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du hast darzu
Also wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht gewesen
Vor gewalt mag nymant genesen
Wan̄ gewalt get fur recht
Und wo sein sulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht bestan

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier giebt unser alter Druck verschiedene Kleinigkeiten an die Hand, die eher so,

als so wie die Schweizer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen seyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler so lautet:

Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las?

Es ist der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war, und in dieser bei uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzt ist, daß, wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben,

Ein schaf der vierd gesellе was
Sie lebten am ersten ane haß

er doch unstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht, daß es nöthig seyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Esel; nach der Ordnung die zwei und funfzigste in der neuen, und die sechs und vierzigste in unserer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Einen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das
Auff den esel saß der man

Seyn sun muste gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es sich von geschicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und lest den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er viel paß
Do der alt erhoret das
Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Wil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel riten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen
Nūmer dum nomen
Sprachen sie alle sehet an
Wie thut der alt man

Sich geſezt hat auff das eſeleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den eſel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt ſolt rue han
Und ſolt den jungen laßen gan
Die rede alſo geſchach
Der vater zu dem ſun ſprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der eſel auch ſoll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie ſprachen alle nu ſehet an
Wie torecht die peide ſint
Der alte man und auch ſein kint
Das ir nicht ſyn zu reiten hat
Der eſel der doch ledig gat.
Do ſprach der vater ſun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den eſel tragen
Was dann die leut werden ſagen
Sie wurffen den eſel nider
Zuſam̄en punten ſie ym ſein gelider
Und hingen in an ein ſtangen groß
Den eſel es ſere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er muſt an der ſtangen hangen
Nu wol auff der vater ſprach
Der ſun viel jemerlich ſach
Das er den eſel muſt tragen

Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An wizen ſint ſie peide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seuffzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach hore was ich dir ſag
Es ſey dann das mich der eſel trag
Oder dich ſo ſey wir thoren
Treit er uns peide er iſt verloren
Get er ledig ſo ſein wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torchter dann wir
Dovon rat ich dir
Das du thuſt recht und wol
Die werlt iſt aller poßheit vol
An ſtraffe mag nymant geneſen
Wer mag an hinder rede geweſen
Wer an eren mag beſtan
Der ſol durch kein dinck abelan
Er ſoll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein menſch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Geſehen ſint vil leut plint
Der herze ſo vergifftig ſint
Was ſie horen oder ſehen
Das ſie darzu das poſte iehen

Der sich vor den gehuten kan
Es sint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unserer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heißen muß), sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefähr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man.

Zwischen der 44sten und 45sten fehlt:

Sus gingens uff der strasse hin
Der esel ging auch ler mit in.

Deßgleichen nach der 64sten:

Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen.

Denn so liest dieses alles die neue Ausgabe der Schweizer, vollständiger und richtiger: welches Lob

ich ihr, auch in noch mehreren Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja, ich will eben so gern einräumen, daß, wenn es überhaupt weiter nichts, als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe seyn würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnt, mehr als mit ein Paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses seyn sollte: das Beste kommt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sey, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog, der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyspil nemet eben war

Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ir habt horen lesen
Darumb list man ein peispil gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
An diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sind mein wort
Doch han ich cluger synn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten
Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper, messer unde schwert
Die ym sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat
Wer es list oder lest lesen
Der muß selig ymmer wesen

Und wem es zu lieb getidht sey
Der muß ymer werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein sele befind nymer wee.

Ich will mich jetzt nicht bei einzelnen Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir so besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit"

Hundert Beispiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter ausdrücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln in der Ausgabe der Schweizer? Diese hat deren, nach eigener Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig, oder gar nur drei und neunzig, wenn man genauer nachzählt. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springt die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon dazwischen auf der 45sten Seite ein Absatz vorkommt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist, so fehlt doch noch immer Nummer XXV; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem großen Leidwesen

fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher; so, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drei und neunzigen nämlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen Nummer VI. XVII. XXIV.*) XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI. und LXXXIII., folglich in allem vierzehn; wonach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und siebzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und siebzigste alle hinter einander, und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweizerische Ausgabe damit ver=

*) So sollte nämlich, wie schon berührt worden, in der Schweizerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numerirt seyn, welcher sich anfängt:

„Es was ein wiger vroeschen voll“ rc.

mehrt werden sollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigsten, oder eigentlich drei und neunzigsten, in Einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschließen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg schein
Von dem ich gelesen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir sach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer solt sie richten paß
Das kein unrecht solt vor gan
Gut recht sollten sie peide han
Do die sach gesezt wart
Darnach nit lang wart gespart
Vil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochsen der was groß
Der clage den herren nit sere verdros
Er sprach lieber herre mein
Last euch mein sach bevollen sein

Mein sach ist gut meyn wort sind schlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre sprach es sol gescheen
Dein gab sol ich wol ansehen
Des rechten ich mich wol verstan
Diese rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku sach
Fleißiglich er zu ir sprach
Gnedige frau meyn
Last euch mein sach bevollen sein
Schweig stille und hab guten mut
Dein sach muß werden gut
Die frau zu dem herren sprach
Do sie die schone ku ane sach
Durch mein willen hilff den man
Das er sein sach mug behan
Und sein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht saß
Do kamen auch die zwen man
Und solt auch ir krieg ein ende han
Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen sage
Er stunt ym pei der ym gab dy ku
Rede ochs sprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es ist zeit

Du meiner sach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht soltu laßen mich
Der herre sprach es mag nicht gesein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beschlossen hat
Den ochsen an stym er stat
Der ochs verlor sein sach gar
Das wart sein meister wol gewar

Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe selden thut
An frauen und an mañen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten will
Der bedarff keiner gabe zu vil
Der richter sol nit abelan
Das recht sol er veste han
Wo das kussen rynnet zu
Und enpfangen wirt die ku
Do mag der kaum gesigen
Die ku ret der ochs was geschwigen
Das thet des kusses rat
Das dick schedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde fursprech
Got es selber an ym rech
An dem jungsten tage
Wirt er verurteilt als ich euch sage

Das ist die englisch clage
So mag ym selber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch sag
Uebrige gezirde schat nacht unde tag
Wer sich der masset der thut wol
Als uns diß peispil sagen sol.
Ein purger der het in seinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was stolz und gemeit
Ihr palck was schon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil sie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die kazen mocht gehan
Den palck sah er lieplich an
Der was weiß als der schnee
Nach der kazen was ym wee
Durch nicht wolt er sie lasen genesen
Der palck muste sein wesen
Des kan ich genisen wol
Funff schilling er mir gelten sol
Darnach nit lang wart gespart
Der kazen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die kazen wolt getot han
Durch des palges schein
Der purger sprach es mag nit gesein
Sind der palck schaden tut

Ich schick das er were behut
Und meyn gevatter lest in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem schaub fur er zu
Der kazen palck besenget er nu
Das er schwarz unde manigvalt
Flecket was und ungestalt
Also behut der purger do
Sein kazen wer noch tut also
Des kaze wurd wol behut
  Welche frau hat ein uppigen mut
Und stellet auff gezirde groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir besengen sol
Das sie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges schein
So stete mag kein frau gesein
Wil sie sich der werlt geben
Vil schier wird geschwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde frauen zucht
Die sint vor aller werlt gerucht
Ein weib schon keusch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut
Nie auff ertrich pessers wart
Denn eine frau von guter art

Frum̄er frauen leip unde mut
Jst vor allen wandel behut
Die sol man unbesenget lan
Der kazen dieb lest sie wol gan
Und aller eren ist sie wert
Ich hoffe sie wurd von got gewert
Was sie von ym wolt piten
Got behut ir aller siten
Durch alle weib reine
Sie sind groß oder cleine.

82.

Man list von einem kindelein alsus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung sein syn waren alt
Sein herz auff weißheit was gestalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit seinem vater unde manchen man
Wann rome manch witz pflag
Es geschach auff einen tag
Das sich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derselben stat
Auch kamen sie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat solt sagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er sprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens schein
Ich ging mit meinem vater auß

Und kam in das rathauß
Do sah ich manchen weisen man
In dem großen rat stan
Die muter sprach zu ym zu hant
Was meinstu das sie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es sage mag nit gesein
Das ich offen der romer rat
Das man sust verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der sach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie schlug in sere der knabe sprach
Do er die muter zornig sach
Ich wil dir sagen was do ist der rat
Den man heut geraten hat
Es ist ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwey weib
Sie sprach sam mir sele und leib
Vil pesser ist das zwen man
Ein weib sollen han
Wañ zwei weib ein man hetten
Ich sprech das und theten
Sie gewuñen nymmer guten tag
Zwar ob ich es gefugen mag
Ich sol es frolich widerstan
Sie begund zu andern frauen zu gan

Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geseit
Sie sprach alle groß herzeleit
Und krieg musten wir gegen in han
Es ist pesser das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig sein
Wol auf lieben gespilen mein
Sprach eine zu der andern da
Uns ist sorge vil nah
Wir sullen des zu rat gan
Und sullen es mit nichte lan
Unser not sullen wir clagen
Und horen was sie sagen
Do die sach also geschach
Und die frauen der rat an sach
Sie wunderten alle was das mocht gesein
Sie enpfingen sie und liesen sie ein
Und als sie die sach hetten vernumen
Darumb sie dar waren kumen
Sie richten sie schon wider heim
Und sprachen wir sullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen sol
Die frauen gingen wider heim
Do sprach der ratherrn ein
Wovon mag das sein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do sprach der knab papius

Do ich gestern kam zu hauß
Do wolt mein muter wissen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich sie nit wissen lan
Do geriet sie mich gar sere zu schlan
Eyn lugen der dacht ich auff der stunt
Und sprach das wort das euch ist worden kunt
Von den frauon nu
Sie sprachen dank hab du
Und verboten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieser knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt
Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wan̄ kinder und ein trunckner man
Mugen heimlich nicht behan
Unstet ist der frauen mut
Des seyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie schad es ym̄er mag gesey
Zu hant wissen es zwu oder drei
Wovon dir mag gescheen leit
Das las der frauen ungeseit
Was du wilt verholn han
Das soltu das weib nit wissen lan
Doch man sy darumb loben sol
Sie mugen das verhelen wol
Das sie das nicht wissen
Wann mancher wirt von in beschissen

Das ist wol worden schein
Danck hab der der an sie wol mag gesein.

83.

Von einem pischoff list man das
Das er in grossen eren saß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein wirdigkeit was an Zil
Nu het er einen jungling
Ein schuler kundig auff alle ding
Bey dem was seins vettern kint
Der war dem pischof gar gemynt
Er het auch ein weisen man
Als ich das vernumen han
Ein erztprister gesezt ein
Den leuten zu einem guten schein
Nu fuget es sich auff einen tag
Das der erztprister siech lag
Und also siech starb
Der jungling umb das ampt warb
Der pischoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart gespart
Dem pischof gesendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geschank
Er sprach zu dem seyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol

Der mir der pirn huten ſol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling ſprach er da
Iſt das ich dir la
Der pirn ich dir getrauen ſol
Ein peſſern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden geſſen gar pald
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Diſe red erhort ein weiſer man
Mit ernſt ſach er den piſchof an
Er ſprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den ſpot
Das ir ſo manch falde hant
Bevolhen der euch iſt bekant
Sein kintheit und ſein jugend
Dovon ir ym̄er mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verſeit
Zu hant ſol der pfleger weſen
Der ſele wie mag dann geneſen
Das ſchaf ſo der wolff zu einem hirten wirt
Auff der ſtraſe wird verirt
Der der den blinden furen ſol
Vallen ſie peide das iſt wol
Die ſchaf gar verirret ſint
Wan zu einem hirten wirt ein kint

Wie bericht der einige man
Der sich selber nicht berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Wan̄ der selb nym̄er wirt vol
Und lebet stet in geitikeit
Zu scheren sind sie bereit
Speisten sie die schaf also gern
Also wol sie die schaf kun̄en geschern
Die schaf stunden desterpaß
Nu get ir arger list auff das
Wie die schaf wurden geschorn
Ob sie ym̄er wurden verlorn
Darauff sind sie besorget gar
Sie entruchten nit wie dy sele far
Der weise pischof beval
Dem jungen die sele an zal
Und wolt befelhen nicht
Die piru das noch offt geschicht
Das er der huten sol
Uber eyn piru getrauet wol
Wer sie behut dem wil got geben
Umb sein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter sagt man das
Das er in großen eren sas
In reichtum und in wirdikeit
Seinen sun hat er geleit
Zu schule nu kam er auff die trift

Das er die pucher und die schrift
Vil clein geriet zu verstan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das sein mut
Zu schule sant er in gen pareiß
In kunsten solt er werden weiß
Mit großer kost er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do gesellen vil
Mit allerley seiten spil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmasen groß
Des sein vater gar sere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit solt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirtschaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Peide arm unde reich
Die zusam̄en kom̄en dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen sitten gnug
Nu sach er durch die stuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geschlagen
Do hub der hohe pfaff an zu sagen

Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch ist kumen
Und in dem loch belieben ist
Der zagel zu dieser frist
Er ging auch fur das hauß
Und stellt sich fur die thur hin auß
Und lugt sere den himmel an
Der monde begund schon auff zu gan
Vil sere sach er sich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des sicher zu wesen
Er het astronomiam gelesen
Und wer ein herre in hoher kunst
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane sach
Vil schnelle ging er hin unde sprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab geflissen sint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der stat
So sere das wundert mich
Sy sint an einander ungleich
Es muß sein gar ein weiß man
Der die zwen unterscheiden kan
Do der ritter das ersach
Zu seinen freunden er sprach
Von sach wegen ist mein herz zorn
Kost und erbeit ist gar verlorn
Es dunket mich in meinen sinnen wol

Das er ist aller narheit vol
Der vater und die freunde sein
Musten in ein thoren laßen sein
  Wer von natur ist unbesint
Und myn̄er witz hat dan̄ eyn kint
Dem mag die schule zu pareiß
An sinnen nym̄er machen weiß
Ist er ein esel und ein gauch
Dasselbe ist er zu pareiß auch
Wo die natur verirt ist
Was schrifft do hoher pfaffen ist
Was hilfft das einer zu schule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meister lesen
Ein narre muß er doch ymmer wesen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden sol
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tump ire wort
Sullen sie wesen des gelaß
Nye kein pfaffe furpaß.

85.

  Ein marckt hub sich in einer stat
Der marckt vil großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride syben tage
Nu horet was ich euch sage

Der marckt was wol behut
Do was feil allerley schlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der stat gewert
Ein hoher pfaff an kunsten reich
Kam auff den marckt und thet gleich
Als er ein Kauffmañ soit wesen
Er sprach wer do wil genesen
Das er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht sandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das sie schnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er sprach ym were nit leit
Was sie darumb musten geben
Die knecht vernumen eben
Groß silber sie do nomen
Do sie zu dem meister komen
Sie sprachen wir sint her gesant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das silber sult nemen
Und sult ym der weisheit geben
Er empfing das silber und sazt sich nieder
Er schreib ein wort und sant wider
Dem kunig pey den knechten seyn
Das wort von deutsch zu latein
Sprach du solt das end ansehen

Deiner werk wañ was dir gescheen
Dir darumb mug gescheen kunstlich
Der weißheit soltu fleissen dich
Den kunig brengt diese gepot
Das daucht sie gar ein spot
Sie hetten alle des geschworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit ist gegeben
Domit der kunig sein leben
Gehut der kauff gevil ym wol
Das wort was großer kunst vol
Er hieß es schreiben an sein thur
Mit gulden puchstaben wer do fur
Ginge der mocht es wol lesen
Der kunig wer anders tot gewesen
Eins mals als ich euch sagen wil
Het er heimlicher veint vil
Dy stellten sere auff sein tot
Und heimlichen das sie nit in not
Komen fur die missetat
Nu gingen sie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen sie uberein
Das sie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig sein leben
Neme so er ym solt scheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als schnelle er es het getan
Nu wolt der scherer heimlich gan

Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von stund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In große forcht kam sein mut
Do er dy schrifft sach an
Do begund er aldo stille stan
Das ende deiner werk soltu an sehen
Und was dir darumb mag geschehen
Vil schnelle er zittern began
Ein totlich farb er gewan
Do in der kunig ane sach
Schnelle er zu ym sprach
Sag an was ist dein not
Oder du must leiden den tot
Der kunig ließ in schnelle fahen
Und vil schwerlichen schlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben gethan
Des er durch der schrift willen must lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geschrieben stat
Also behilt der kunig sein leben
Sein veind musten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol
Wer das end ansehen kan
Seiner werk das ist ein weiß man
Wer das end ansehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan

Die sunde wer do siehet an
Ein gut ende macht das
Alles das vor pose was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nym̄er ubel thut
Der schifman in dem ende stat
Und richtet das es wol gat
Wer sich do in das ende leit
Und gewyñet mit ym nymer groß leit.

Alle diese sechs Fabeln (die zwei und achtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papirius ist, dessen Namen in Papius verstellt worden) wird man von keinem ältern Dichter erzählt finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein Mehreres in meiner zweiten Entdeckung über diese sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrifft. Ich sage jetzt nur so viel davon, daß dieser Name, aus einer Handschrift unserer Bibliothek, von Gottscheden mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihres gleichen haben dürfte.

Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Zweite Entdeckung.

Länger muß ich die zweite Entdeckung, die ich über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben. Sie betrifft, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nämlich hat versichert, ihn in einer Handschrift gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahrt. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mittheilt, haben ihn selbst die Schweizer auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sey auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren, und sey so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen

halbe, ja ganze Fabeln, nebst ihren Bildern fehlen. „Weßwegen uns aber," fährt er fort, „dieser Braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl, und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält: zu geschweigen, daß er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51 drucken lassen, obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelsche aber begreift 90 Fabeln und noch einen Beschluß, den der Verfasser, wie die Fabeln selbst, das XCI. Capitel nennt. Die Jahrzahl am Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden Zeilen erwähnt:

Von Riedenburg ist er genant,
Gott muß er ymer seyn bekant,
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von Latein, so muß sein gedacht
Ymer zu gut werden
In Himel u. auf erden.

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756,*) ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottsched's Entdeckung noch nichts, oder wollten nichts davon wissen; sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache, fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottsched's Namen,

---

*) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, S. 424.

Gebrauch davon zu machen. „Man hat," sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, von deren Verfasser jetzt bekannt ist, daß er der Burggraf von Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige Strophen in der Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt u. s. w." Und in der Note berufen sie sich deßfalls auf eben dieselbe Handschrift unserer Bibliothek, und führen eben dieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen: so wären sie es werth, wenn man ihnen nun nachsagte, nicht, daß sie sich bloß von ihm verführen lassen, sondern daß sie, bei eigener Einschauung der Handschrift, sich freierdings der nämlichen Oscitanz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben; und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottsched's Schaffung, ebenderselbe Burggraf von Rietenburg sey, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten sie, außer der Ähnlichkeit des Namens, doch nicht den geringsten Grund haben; welche Ähnlichkeit für sich allein, selbst alsdann so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottsched's Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch diese wegfällt — Denn kurz; wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex aus unserer Bibliothek gehabt, und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es ist nur Schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwei Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrthum einzusehen, welcher, mit einem Worte, darin besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe *) angeführt habe, und welcher sich daselbst mit den Worten Sein sele befind nym̄er wee schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch, für das Wohlergehen dessen, für den der Poet gedichtet:

Und wem es zu lieb getichtet sey
Der muß ym̄er werden frey
Vor allen Unglück ym̄er mee
Sein sele befind nim̄er wee

unmittelbar in der Handschrift folgt,

Von Riedenburg ist er genannt
Gott muß er ym̄er sein bekannt: —

*) Siehe S. 25—27.

ist es nicht klar, daß der Name Riedenburg sich auf das Vorhergehende beziehen muß? sich auf den beziehen muß, dem zu lieb das Buch getichtet sey? Besonders da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen übersehen zu haben, ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer seyn kann, als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuscript noch einmal hersetzen, und ihn zu leichterer Verständniß nothdürftig interpunktiren; jedoch ohne weiter das geringste darin zu ändern.

Von dem meister der ditz puch von latein zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der setz sich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diser peyspil, nemt es war.
Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
An ditz puchlein, die ditz beclevt
Sint mit weysen worten,
Einfelticlich an allen orten.

Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.
Ein dürres tal dick treyt
Ein kern der süssikeit.
Ein cleyner gart oft gepirt
Dy frucht, der man getrost wirt.
Schlechte wort und schlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump sein geflochten,
Der hat nu vast gefochten.
Wem schlechte wort nit nutz sink,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch selber nicht verstat.
Der wol das sper prechen kan,
Das ist nütz vil manchem man.
Treyt sper, messer und schwert,
Dy doch sint cleins nutzes wert,
In seiner hant. Ein end hat
Das puch, das geschriben stat.
Wer das list oder leßt lesen
Der muß selig ymmer wesen!
Und wem das zu lieb sey
Geticht, der muß ymmer wesen frey
Vor allem unglück, ymmer me,
Sein sele leyde nymmer we!
Von Rindenperg ist er genant,
Got muß er ymmer sein bekant!
Und der es zu dewtsch pracht

Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er ist genant Bonerius,
Ein ritter gotz alsüs
Er fristet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer sein behut
Vor des tewfels samen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheißen. Was kann deutlicher, was kann unstreitiger seyn?

Alles, was sich zu Gottsched's Entschuldigung noch etwa sagen ließe, wäre dieses, daß der Epilog, so wie ich ihn hier mittheile, nicht aus ebenderselben Handschrift genommen ist, die ihm zum Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweiten, und daß in jener die 40ste Zeile allerdings ein wenig anders und so lautet, daß vielleicht auch ein anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nämlich,

Und der es zu dewtsch pracht,

welches sich nicht anders, als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort,

Und das er das zu teutsch hat gepracht,

welches von dem vorhergehenden Riedenburg gesagt zu seyn scheinen könnte, wenn schon sonst etwas

von ihm gesagt wäre, womit dieses durch ein und zu verbinden gewesen, und sich das Er in dem

Von Riedenburg ist er genant

nicht so genau an den anschlösse, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle: so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus hersetzen.

Von Ridenburg ist er genant
Got muß er ymer seyn bekant
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von latein so muß sein gedacht
Ymmer zu gute werden
In himel und auf erden.
Er ist genant Benerius
Gott frist ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels samen
Nu sprecht alle Amen.

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr, als mit allen anderen Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der

Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik seyn, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen; und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverlässigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46ste Zeile zu lesen, oder auch nur zu interpunktiren sey? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen? wie die eine Handschrift will, und wovon die andere durchaus nichts weiß. Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht eben sowohl eine Familie gewesen seyn, als Riedenburg? Nur Benerius ist wohl offenbar das falsche; denn ich wüßte mich keines solchen Namens zu erinnern. Hingegen ist ein späterer Hir. Boner sogar unter den deutschen Übersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweier Handschriften unserer Bibliothek von diesen Bonerschen Fabeln (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe, und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt: so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesamt ertheilen, bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe, und worauf mich zum Theil diese meine zweite Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige seyn mag,

die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzusetzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln, welche sie zählt (die sie aber lange nicht alle mehr enthält), die ersten 84 in der Ausgabe der Schweizer vorkommen; die letzten sechse aber die nämlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilt habe, und sich hier bald besser, bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermaßen selbst, zugleich auch von dem Dialekte, urtheilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nämlich die 88ste, daraus hersetzen. Sie ist überschrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Bischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was seines vettern kint
Des was der Bischoff gar wol gemint
Er hette auch einen weisen man
Zu Ertzbriester gesetzt hindan
Nu fuget es sich auf einen tag
Das der Ertzbriester lag
Und also siech was das er starb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Bischoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert

Darnach nicht lange ward gespart
Dem Bischoff gesandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beysant
Zu dem gesinde sprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten sol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er do
Mich duncket du seist zu thiñe darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich sie bevehlen sol
Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungezalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir
Diese Rede hort ein weiser man
Mit ernist sah er den bischoff an
Er sprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Des ir sie so manchem bevohlen habt
Dem der euch keñet wol
Und den sein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt verseit
Zuhannde sol der pfleger wesen

Wie mage das gut gewesen
Das geschicht so der wolff zu einem huter wirt
Und auf der straßen vert
Wo der blinde furen sol
Den plinden vallen sie beide das ist wol
Die schaff gar verirret sind
Also schir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der sich berichten nicht enkan
Wie mag der speisen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in steter geitigkeit
Zu scheren sind sie alle bereit
Speisten sie die schaff als gern
Als recht wol sie koūen scheren
Die schaff stunden dester baß
Nu gibet ir arge list was
Daß die schoff werden geschorn
Ob die sele wirt verlorn
Darauf haben sie versorget gar
Sie achten nicht wie die sele gefar
Der weise bischoff der bevalhe
Dem Jungen sele onezale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geschicht
Das er sele huten sol
Den man noch nicht betrüben sol.

Eben diese Fabel will ich auch aus unsrer zweiten Handschrift hersetzen, um gleichfalls daraus von

der Mundart derselben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zusammensetzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich sofort thun; auch noch ehe ich diese zweite Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und der sel so wenig achtet.

Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint
Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
Als ich vernumen han
Ein ertzpriester gesetzet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der ertzpriester siech lag

Und also siech starb
Der Jungling um das ampt warb
Der pischoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart gespart
Dem pischoff gesendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das gesandt
Zu den seynen sprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten sol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu den Jungling sprach er
Mich dunkt du seist nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen sol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geßen also pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen des glaub mir
Diese red hört ein weyser man
Er ließ die red nit lenger stan
Er sprach nu müß erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Dem ir befolhen habt so mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und sein jugent

Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt versetzt
Der sol der sele pfleger wesen
Wie mag denn genesen
Das schaff so der Wolff zu hirten wirt
Und auf der straß wirt verirrt
Der der den blinden füren sol
Vallen sie peyde das ist wol
Dy schaff gar verirret sint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der sich selber nit berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Der da nymmer virt vol
Und lebet in steter geytigkeit
Speysten sy die schof als gern
Als recht wol als sy kuñen schern
Dy schoff stunden dester paß
Nu get ir arger list auf das
Wie die schoff weren geschoren
Ob die sele wurd verloren
Darauf haben sy versorget gar
Sy achten nit wie ir sel gefar
Der weis pischoff der befale
Dem jungen der sele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geschicht
Das der hüten sol

Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er sich selber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got selber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umständliche und langweilige Vergleichung anstellen, die der Leser mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unserer ersten Handschrift nach der 5ten Zeile,

Nu hette er einen Junglingk,

die darauf reimende verloren gegangen, ist klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar diese fehlende Zeile durch,

Ein schuler kundig auff alle ding,

ergänzt und fortfährt,

Bey dem was seins vettern kint:

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheint, als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwei verschiedene Personen seyn sollten, deren eine bei der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht seyn; und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweite Handschrift aufbehalten, wo bloß ein guter alter, aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmelungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint;

und dieses verstehe ich so, daß bei einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heißen soll, als außer einem, in welchem Verstande die Partikel bei von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt: er wußte vielmehr alles und jedes — gerade, wie manche unserer heutigen theologischen Kandidaten — nur freilich Eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelensorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die, in der so weit guten zweiten Handschrift, gleich darauf folgende Zeile:

Der was dem pischof lip über alle dink,

dafür von ihm nicht; sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38ste Zeile der zweiten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 66sten ebenderselben, für: sich aller Sorge entschlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennt, das wahre ächte Wort sey; daß die zwei letzten Zeilen des Bamberger Druckes, so wie die vier letzten Zeilen unsrer zweiten Handschrift, leere und schaale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bei diesen einzelnen Kleinigkeiten auf, und versuche es nicht lieber sogleich,

wie aus allen drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch jetzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisirt zu seyn, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe. Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch:

Von einem Bischof liest man das:
Daß er in hohen Ehren saß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler kundig auf alle Ding
Bey einem, das was seines Vettern Kind,
Des was der Bischof gar geminnt.
Er hett auch einen weisen Mann
Zu Erztpriester gesetzt hintan.
Nun fügt es sich auf einen Tag,
Daß der Erztpriester siech lag,
Und also siech was, daß er starb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Bischof thet als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward gespart,
Dem Bischof gesendet ward
Ein Korp, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Gesandt.
Zu den Seinen sprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,

Der mir der Birn hüten soll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge sprach er do:
Mich dunkt, du seyst zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen soll?
Ein bessern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden gessen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Diese Rede hört ein weiser Mann.
Mit Ernst sah er den Bischof an.
Er sprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt so mancherhand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und sein Jugend,
Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verseit,
Der soll der Seele Pfleger wesen?
Wie mag denn genesen
Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen soll
Den Blinden, fallen sie beide wohl.
Die Schafe gar verirret sind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.

Wie berichtet der einen Mann,
Der sich selber nit berichten kann?
Wie mag der gespeisen wohl,
Der da nimmer wird voll,
Und lebt in steter Geitigkeit?
Zu scheeren sind alle bereit.
Speisten sie die Schaf also gern,
Als wohl sie die Schaf können scheern:
Die Schaf stünden dester baß.
Nun geht ihr arger List auf das,
Wie die Schaf werden geschoren.
Ob die Sele wird verloren,
Darauf haben sie versorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weise Bischof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! daß noch oft geschicht,
Daß der Seelen hüten soll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also alles alt darin, und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunktion, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Sylbenmaaß, noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfordert, ist alles wie neu geworden. Wenigstens, durchgän-

gig verständlich, und es würde bloßer Ekel seyn, wenn man dessenungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten, bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freilich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedener Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankommt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen. — Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unsere zweite Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heißen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgetheilt, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bei deutschen Hand-

schriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl seyn: und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist wirklich leserlicher und zierlicher, als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottsched's Angabe, wie wir gesehen, von 1402 seyn soll.*) Die Schrift, versteht sich, ist Kanzelei, und kommt der Schrift in unseren ältesten deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht, sondern die Vollständigkeit und der Reichthum an besseren Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden, sondern nur sechs und neunzig, und hatte Anfangs deren gar nur fünf und achtzig enthalten, indem nach der fünf und achtzigsten der Epilogus folgt, und die übrigen eilfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechs und neunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, sie daraus retten zu können, und hier mitzutheilen.

---

*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das Nähere belehrt.

XC.

Von geschicht es also kam
Eins tags das ein han
Flog auf seins meisters mist
Dasselb dick mer geschehen ist
Er sucht do sein speise
Also thut auch der weise
Er vand das im nicht gevil beschoß
Ein stein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er sprach got herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich lustet paß des gersten korn
Wann du pist nit nutz mir
Was nutzest mich was sol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein schon noch dein adelkeit
Hett dich meister yppocras
Der kound dein geniessen pas
Dann ich du pist mir unbekant
Der han warf hin den stein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaistlich diese beischaft ist gesent
Dem torn der sein kolben treyt
Der ist im lieber dann ein reich
Dem torn sein alle ding geleich
Die weißheit kunst und ere gut
Verslahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelstein
Ein hunt lieber het ein pein

Dann ein edelstein gelaub mir
Also stet auch der torn gir
Ir sitt und ir geperden
Ist auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des steines kraft
Noch mynner was in der beyschaft
Verborgen guter synn ist
Dartzu vil hoher menger list
Die dem narren gar fremd sind
Gesehent sind die narren blind
Der tor sol für sich gan
Und sol die beschaft lassen stan
Im mag der frutt werden niht
Recht als dem hannen nu geschiht.

Wenn wir nun zusammenrechnen, so wird sich finden, daß uns höchstens nur noch eine Fabel fehlt, um sie alle hundert wieder beisammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zwei und neunzig;*) sechse hat die Bamberger

---

*) Hier muß ich einen Irrthum verbessern, den ich oben S. 27. begangen habe. Es ist nämlich falsch, daß der Absatz S. 45. in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV. haben müsse. Denn es ist keine besondere Fabel, sondern gehört zu Nummer XXIII., welches bloß die Einleitung dazu ist, die auch bei dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unsers Dichters, nicht für eine besondere Fabel gerechnet wird, sondern bloß Similitudo ad sequentem fabulam überschrieben ist. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt also zwischen XXIII. auf XXVI. von zweien, und anstatt der angegebenen XCIV Fabeln enthält sie deren nur XCII.

Ausgabe dazu geliefert, und eine liefert hier unsere zweite Handschrift. Das macht neun und neunzig; und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Kapitel überschrieben ist. Oder es könnte auch seyn, daß er, dessenungeachtet was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 23ste Fabel von den Fröschen, mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen, für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unseren Handschriften ein doppeltes Gemälde hat; wodurch sie in zwei besondere Stücke abgesondert wird, deren jedes seine eigene Überschrift hat. In der ersten nämlich ist der Eingang Von Eigenschaft, und die Fabel Von Freiheit, überschrieben. In der zweiten aber heißt die Überschrift des Einganges, die im selber Herrschaft kaufen, und die Überschrift der Fabel, wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemälden, welche sowohl in dieser, als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die besseren hat die zweite Handschrift; aber auch diese besseren sind herzlich schlecht, außer daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. —

Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweite Handschrift hat. Zu Anfang der ersten steht bloß: Hier hebt sich an ein maister Esopus genañt. Vor dieser aber: Hie vahet an das puch das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und hayſſet der guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster getícht mehr hernach sten gar kurzweilig und gut zehoren sind als den ein Register hernach volgent aus weyst mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs stuck. Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel der güldene Stein geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig seyn, zu wissen, was das für Gedichte anderer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Theil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe; und so folgen denn die übrigen ungefähr in der nämlichen Ordnung. Sie ist, eben-

falls nur auf Papier, um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemälde hat sie bei jeder Fabel auch; sonst aber weder Aufschriften, noch Titel. Von den anderen alten Gedichten übrigens, die sie gleichermaaßen wie jene, außer den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Theil die nämlichen sind, die in der zweiten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr vergnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneueste, und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie bloß die ersten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie sie in der Schweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indeß noch immer gut; und ich könnte aus ihr, so wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst bekennt, seine Fabeln nicht erfunden,

sondern bloß aus dem Latein übersetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satyrischer Dichter, der die Rachsucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigene Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte; oder, nächst der Gabe zu erzählen, ein Verdienst mehr. Also, noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Übersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabei bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich Gottsched das patriotische Ansehn, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird," schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel vom Müller und seinem Sohne gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg diese Fabeln nur aus dem Latein übersetzt, ist freilich von den meisten wahr, die aus älteren Fabeldichtern entlehnt worden. Es ist aber augenscheinlich, daß viele, ja fast die Hälfte, aus keinem jeztbekannten ältern Fabeldichter genommen,

sondern von ursprünglich deutscher Erfindung sind." Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß drei Viertheil von unseren alten deutschen Fabeln aus zwei ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind, und ich von den übrigen fünf und zwanzig, wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, älter, als unsere Fabeln sind. Ob aber dessenungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größtentheils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freilich eher noch bejahen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas anderes seyn will, als Übersetzer?

Und zwar sind die zwei alten lateinischen Fabeldichter, aus welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Nevelet, und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen, ist nichts, als der versificirte Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den drei ersten Büchern, die aber bei dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner bloß die 39ste 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58ste unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bei ihm nicht nur

alle, sondern fast alle*) in der nämlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärts her entlehnt sind, sind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateinischen Dichters beigefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfassers, oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu seyn scheint. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen also, wie gesagt, zu den gesammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses jetzt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen. Diesen nämlich, daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweizer

*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äußern bittern Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkommt. Nämlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.

(Anfang und Ende fehlen) befindlich sind, eine jede derselben zwei lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bei denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Neveletschen Anonymus sind, die eigenen Worte derselben behalten hat, so kann man wohl gewiß seyn, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst werde gemacht haben. Warum diese beigefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Werth haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze sehen. Jetzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweite Manuscript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in derselben sehen können, wo er jede Fabel der Schweizerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.	
I.	1.	1.	Anonym.	Praef.
II.	2.	2.	Avianus	XVII.
III.	3.	3.	-	III.
IV.	4.	4.	-	IV.
V.	5.	5.	-	V.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
VI.	—	87.	Avian. IX.
VII.	6.	6.	—
VIII.	7.	7.	Anon. II.
IX.	8.	8.	- VI.
X.	9.	9.	- VII.
XI.	10.	10.	- VIII.
XII.	11.	11.	- X.
XIII.	12.	12.	- XI.
XIV.	13.	13.	- XII.
XV.	14.	14.	- XIII.
XVI.	15.	15.	- XIV.
XVII.	—	86.	- XV.
XVIII.	16.	16.	- XVI.
XIX.	17.	17.	- XVII.
XX.	18.	18.	- XVIII.
XXI.	19.	19.	- XIX.
XXII.	20.	20.	- XX.
XXIII.	21.	21.	- XXI.
(XXIV.	—	—	—
XXV.	—	—	—
XXVI.	22.	22.	- XXII.
XXVII.	27.	23.	- XXIII.
XXVIII.	28.	24.	- XXIV.
XXIX.	29.	25.	- XXV.
XXX.	30.	26.	- XXVI.
XXXI.	31.	27.	- XXVII.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
XXXII.	24.	28.	Anon. XXVIII.
XXXIII.	23.	29.	- XXIX.
XXXIV.	25.	30.	- XXX.
XXXV.	26.	31.	- XXXI.
XXXVI.	35.	32.	- XXXII.
XXXVII.	—	88.	- XXXIII.
XXXVIII.	36.	33.	- XXXIV.
XXXIX.	37.	34.	- XXXV.
XL.	38.	35.	- XXXVII.
XLI.	32.	36.	- XXXVI.
XLII.	33.	37.	Avian. XXXIV.
XLIII.	34.	38.	—
XLIV.	39.	39.	Anon. XLIV.
XLV.	40.	40.	- XL.
XLVI.	41.	41.	- XLI.
XLVII.	42.	42.	- XXXVIII.
XLVIII.	—	89.	—
XLIX.	43.	43.	—
L.	44.	44.	- XLII.
LI.	45.	45.	- XLIII.
LII.	46.	46.	—
LIII.	47.	47.	—
LIV.	—	91.	- XLV.
LV.	48.	48.	- XLVI.
LVI.	—	92.	- XLVII.
LVII.	49.	49.	- XLVIII.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
LVIII.	50.	50.	—
LIX.	—	—	Anon. LIV.
LX.	51.	51.	- LV.
LXI.	52.	52.	- LIX.
LXII.	53.	53.	- LX.
LXIII.	54.	54.	Avian. I.
LXIV.	—	93.	- II.
LXV.	55.	55.	- III.
LXVI.	—	—	- IV.
LXVII.	56.	56.	- V.
LXVIII.	57.	57.	- VI.
LXIX.	58.	58.	- VII.
LXX.	59.	59.	—
LXXI.	—	94.	—
LXXII.	60.	60.	—
LXXIII.	61.	61.	- IX.
LXXIV.	62.	62.	—
LXXV.	—	95.	- X.
LXXVI.	63.	63.	—
LXXVII.	64.	64.	- XI.
LXXVIII.	65.	65.	- XIII.
LXXIX.	66.	66.	- XIV.
LXXX.	67.	67.	- XXIII.
LXXXI.	—	96.	- XV.
LXXXII.	68.	68.	—
LXXXIII.	—	—	- XVI.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
LXXXIV.	69.	69.	Avian. XVIII.
LXXXV.	70.	70.	—
LXXXVI.	71.	71.	- XIX.
LXXXVII.	72.	72.	—
LXXXVIII.	73.	73.	- XXII.
LXXXIX.	74.	74.	—
XC.	75.	75.	- XXIX.
XCI.	76.	76.	- XXVI.
XCII.	77.	77.	—
XCIII.	78.	78.	—
XCIV.	79.	79.	—
—	80.	80.	—
—	81.	81.	—
—	82.	82.	—
—	83.	83.	—
—	84.	84.	—
—	85.	85.	—
—	—	90.	Anon. I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unseres ehrlichen Fabeldichters betrifft. — Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meinung, daß er noch „vor den Tagen Friedrichs des Zweiten gelebt habe. Die Sprache, sagt er, die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, alles verräth einen Verfasser aus dem blühenden Alter der Schwäbischen Poesie.“ — Je er=

fahrner und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks kein historischer Beweisgrund; und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Fakta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach dem französischen Siècles geformt zu seyn scheint? Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der jetzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet! — Der Schweizerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegenwärtige Fabeln desto lieber vor der Manessischen Sammlung vorhergehen lassen, weil sie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters denjenigen verständlich macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen.“ Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der älteren Dichter in

der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Theil verständlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unserer jetzigen Sprache näher? — Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedene Orthographien, als verschiedene Dichter? — Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schliessen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen: so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den späteren Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen Hugo von Trymberg und einen Herman von Sachsenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß Gellert's Urtheil ganz anders ausgefallen ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind, als diese vorgegebenen Fabeln des Schwäbischen Zeitalters.

Was der Schweizerische Kunstrichter von den materielleren Kennzeichen seiner bessern Handschrift

sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu seyn. Scheint, sage ich; denn im Grunde ist es doch nur auch dunkele unerklärliche Empfindung. „So viel man," sagt er, „aus den Charakteren der Buchstaben urtheilen kann, so ist sie gegen dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben worden." Wie wohl stünde es mit der Kenntniß der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben ließe. Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen seyn, wenn man eine große Menge von Handschriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus anderen unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik jetzt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den bloßen Zügen der Buchstaben nicht mehr, als um ein Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich, noch andere betrügen will. — So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Handschrift von unseren Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrigen, sowohl die zweite der Schweizer, als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebst

den vieren unserer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwei; wie nicht aus bloßer kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen, und bloß daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schließen zu können glaube, daß er wenigstens jünger seyn müsse, als der Verfasser des Renner, und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe. Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhangen, und fast den Werth förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des Renner, seyn müsse, läßt schon Trimberg's Stillschweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde, sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler anderen deutschen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lectüre seiner Zeit namhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehört hätte, wenn er

schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renner, und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Litterator, daß ich nichts Überflüssiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vortrefflichen Handschriften ganz mittheile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. Jetzt will ich bloß diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nämlich: nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß; in beiden finden sich Stellen, die sich wie Original zur Kopie verhalten, und die man nur ein wenig genauer ansehen darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimberg's Seite ist, und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherlei Gestalt als eine Bonersche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg; und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten Werke, als Boner's Fabeln seit ihrem Daseyn gewesen zu seyn scheinen, bereits

kann befunden haben. Denn er führt sie ausdrücklich mit den Worten ein:

Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
Dabey sich wollen bessern heut.

Er hat sie vernommen, d. i. er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem Andenken; er hält sie für werth, zur Belehrung Anderer niedergeschrieben zu werden. Druckt man sich so aus von einem Mährchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkommt? Denn, wie wir gesehen haben, fängt dieses Mährchen beim Boner überall an:

Von einem Bischof liest man das.

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des Andern Kalbe gepflügt, oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgiebt, so kann ich freilich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese aus dem Deutschen des Trimberg's habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat, kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein späterer lateinischer Versifex kann sie aus dem Renner übersetzt, und damit den Anonymus des Nevelet vermehrt haben. Und daß es

einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus giebt, will ich an seinem Orte zeigen. Jetzt will ich die Erzählung selbst, nach Trimberg's Vortrage, nur ganz hersetzen, um urtheilen zu lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch innere Güte bestätigt wird?

Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer behelt mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,
Und lies mier die böften ligen.
Damit ward der red geswigen.
Nu sas ein geistlich man do bei,
Der sprach diss: dir geklaget sei
Got herre, das man den nicht sol
Zu sechzig birn getrawen wol,

Dem tausend sele empholen sind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geschicht,
Das selen bas feiler sind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu sich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieser Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit besser und überraschender, als dort? Welcher Nacherzähler ist nicht weitschweifig und wässerig? Und welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer, als die Anwendung gerade nur so vieler Worte, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzelnen Fabel beim Boner, um sein Alter noch genauer zu bestimmen, und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geschrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel vom Müller, seinem Sohne und ihrem Esel, über die vor zwanzig Jahren zwischen Franzosen und Deutschen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen sich die Erfindung derselben zueignen könnte.*) Daß es eine

*) Die Aufsätze, in welchen dieser Streit geführt wurde, sehe man im Journal Etranger und in Gottscheds Neuesten vom Jahre 1756. Die mancherlei Zusätze und Berichtigungen, deren sie fähig sind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

deutsche Erfindung sey, blieb ausgemacht; es sey nun, daß sie Camerarius, wie Gottsched wollte, aus unseres Boner's alten deutschen Fabel entlehnt habe, oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzose für wahrscheinlicher hielt. Denn Poggius selbst bekennt in der Einleitung derselben, daß sie sich aus Deutschland herschreibe, und eben diese Einleitung ist es, die mir zu meiner Absicht hier dienen soll. Dicebatur, schreibt Poggius,*) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute: cum nequaque possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset.* Senem, ait, fuisse . . . und wie die besagte Fabel daselbst weiter lautet, die bei unserm Boner die 52ste ist, in der Ausgabe der Schweizer. Wer sieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset; und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellt, daß diese Schnurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Pabst Martinus des V, also von 1417—1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich be-

*) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

stimmten Zusammenkünften gehalten. Also, auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten; und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühestens um 1417 heißt, daß sie vor kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worin sie sich befindet, nicht älter seyn kann. Aber nun ist die Frage: heißen denn die Worte zusammen auch nothwendig das? quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset. Ist nuper nicht eben sowohl zu vidisset zu ziehen, als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen hat, auch schlechterdings erst neulich gemacht seyn? Wahrlich nicht; und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateinische Sprache ist. Indeß, was an diesem Exempel für mich das beste ist, ist dieses: daß der doppelte Sinn, der darin liegt, nicht weit auseinander seyn kann. Was Poggius selbst, oder sein Bekannter, in der Art, an der sie so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemalt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht seyn. Wenigstens nicht sehr viel früher, weil es wohl sonst schon längst zu ihrer und ihres Gleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus, als Histörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unserer Anschauung dar-

stellen. Ich sagte, „Poggius selbst oder sein Bekannter;" denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Conciliums zu Costnitz, in diesen Gegenden von Deutschland gewesen, und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht, in mehr als einer, eines von den oben beschriebenen Exemplaren der Bonerschen Fabeln, mit Gemälden, zu Gesichte gekommen seyn, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheint.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren, die jedoch hier so gar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meinung bestärkt, daß Boner nicht früher, als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern Bonerius nennt. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist; als der Vorläufer der noch pedantischern Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiter hin, so annehmlich befunden wurde.

Nachschrift.

Ich darf diese zweite Entdeckung, über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst wiederfahren zu lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unseren Handschriften dieser Fabeln nicht mehr wisse, als er gelegentlich im Brachmond 1756. seines Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, beibringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am ersten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeinte. Wie nachläßig er aber diese Entdeckung genutzt; wie sorglos er eben daselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen: mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, theils, wie den Schweizern so viel früher die Gottschedische

Anzeige unbekannt bleiben können, theils, wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgeber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: jeder schimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

II.

Romulus und Rimicius.

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Äsopischen Fabel verirrt. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleiße studirte, als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzu oft stieß ich, in den Noten des Gudius über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können versprach.

Es ist bekannt, daß diese Noten des Gudius über den Phäder nicht von ihm selbst, sondern verschiedene Jahre nach seinem Tode, von dem ältern Peter Burmann herausgegeben worden. *) Und es ist eben so bekannt, daß der größte Theil der hinterlassenen, eigenen und fremden Handschriften des Gudius in unsere Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen Burmann seine Ausgabe besorgte, sich nicht mit

*) Nämlich zuerst 1698, Gudius starb 1689.

darunter befinden könnten, als welche längst zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlassen worden. Allein Gudius bezog sich in den Noten selbst noch auf so manches, das meine Neugierde reizte: besonders auf verschiedene alte Codices, die er selbst zu Rathe gezogen, selbst in Händen gehabt hatte. Und von diesen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es Burmann gleichfalls vor sich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt und in manchen Fällen mehr genutzt haben würde.

Alles dieses, wie gesagt, fiel mir jetzt wieder ein, und ich sahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunsches nichts brauchte, als die Hand auszustrecken, und mir gewisse Ideen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mir nur eben noch gehabt zu haben, erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und suchte; und das erste, worauf mich unsere Kataloge wiesen, war die eigenhändige Abschrift des Gudius von dem Codex Divionensis, auf den er sich verschiedentlich in seinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen; aber schwerlich hätte ich mir in dem ersten Augenblicke auch wohl nur träumen lassen, welchen besondern Aufschluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die sich, mit und ohne Verschulden der fleißigsten und scharfsinnigsten Gelehrten, die äußerste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatten.

Diese Sache verhält sich so. — Als Isaac Revelet 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel Mythologia Aesopica, alle insgesammt herausgab, bezog er sich zu Wiederherstellung der echten Lesart des Phädrus auf einen gewissen Rimicius, welcher die Fabeln desselben in Prosa aufgelöst habe. Und dieser prosaische verstümmelte Phädrus war bereits längst gedruckt, ehe der wirkliche vom Pithöus 1596 an das Licht gezogen wurde. Revelet hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor sich, die ihm Gruter aus der Heidelbergischen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bei der zweiten Fabel des ersten Buchs gedenkt er derselben: Sic enim *Rimicius* quidam, qui Phaedri fabulas soluta oratione reddidit, servatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens, ait — *Rimicii* hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A. *Janus Gruterus*, Ulmae olim impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus *Rimicii* facturus sum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben diese Ulmer Ausgabe auch in unserer Bibliothek antreffen; und sie ist es, ohne die mir doch wohl die Abschrift des Codex Divionensis so viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen sollte.

Doch nur erst weiter. — Auf diese Quelle kritischer Verbesserungen des Phädrus, so verdorben sie auch seyn mochte, hatte sich Gudius von dem Nevelet nicht umsonst verweisen lassen. Ich kann aus seinen Anmerkungen, wie sie Burmann herausgegeben, zwar nicht sehen, ob er die nämliche Ulmer Ausgabe dieses sogenannten Rimicius vor sich gehabt. Aber ein Manuscript von eben diesem Rimicius führt er an, und nennt es sein eigen.*) Neveletius ex *Rimicii* cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *vestibus.* — In Ms. nostro Rimicii est *sedibus.* Eben dieses Manuscript ist es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte**) Sciassianum Rimicii codicem nennt. Ich bekenne meine Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt weder ein Ort, noch ein Gelehrter ein, nach welchem es diese Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer Rimicius, höchstens Remiccius, heißt, das nennt er weiterhin Romulius. Ja, damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben dasselbe Werk meine, so sagt er ausdrücklich:***) Romulius sive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

*) Ad Fab. 141. Lib. I.

**) Ad Fab. 30. Lib. I.

***) Ad Fab. 15. Lib. III.

Sie war auch schon ziemlich auf das Äußerste gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln herausgab, in welchen er ebenfalls gemißhandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, sagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum, quippe quum *Romulus* vel *Romulius* sive *Romalius*, *Rimicius* sive *Rimiccius* vel *Remicius* sive *Remiccius*, denique *Rinucius* vel *Rinuncius* audiat, tam etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handschrift beifügen wollte, die den Namen des Romulus führte: so konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius schon einen solchen geschriebenen Romulus vor sich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Nevelet gehalten. Und so, indem er diesem nachspürte, um gewiß zu seyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geschah es, daß er sich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern sich um so weiter von ihr entfernte.

Nilant war nämlich so glücklich, zwar nicht völlig eben dasselbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Nevelet aus der Heidelbergischen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anderes ihm sehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutsche Übersetzung alles enthalten war, was Nevelet in

jenem gefunden hatte. Aus diesem nun erkannte er gar bald, daß Rimicius schlechterdings ein ganz neuer Schriftsteller sey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Übersetzung von dem Leben des Äsopus, und von einigen nur wenigen Fabeln desselben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Nevelet dem Rimicius zugeschrieben, auch hier dem Romulus gehörten, und schloß, daß sich Nevelet bloß übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beigelegt, was sich dieser in der Sammlung selbst nicht anmaße.

Denn für diesen, für den Herausgeber sowohl seiner, als der Neveletschen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Nilant den Rimicius wenigstens annehmen zu müssen. Er nannte daher die darin enthaltenen Fabeln des Romulus, in den Anmerkungen zu seinem Romulus, fast immer Rimicii Romulum: theils, um ihn dadurch von seinem zu unterscheiden; theils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht immer in Herausgebung des Romulus den Handschriften treu geblieben seyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzusetzen. Licet, sind seine Worte, enim crebris sordibus obsitus esset liber, cum auctoris, tum fortasse editoris injuria, tamen u. s. w. Und dieser Verdacht, sieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken sollte. Der vermeinte Romulus des Rimicius mußte vermuthlich verfälscht seyn, damit der Romulus des Nilant nur allein für

den echten, aus einer Handschrift treulich gezogenen, Romulus gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem Nilant, sich diese seine Entscheidung gefallen lassen, darum will ich mich jetzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann schien sich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, so oft er ihn unter seinen aus ihm mit zum Theil hergestellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand.*) Unserm Christ hingegen, als er einen ähnlichen, aber kühnern Versuch wagte, war der Nilantische Romulus einzig und allein Romulus.**) Und so, oder so, hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten schon genug, um nach der völligen Auflösung desselben begierig zu seyn, die sich wie von selbst darbieten wird, wenn ich vorher werde zweierlei erwiesen haben. Fürs erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe,

*) Nämlich in dem Appendix Fabularum, der sich bei der zweiten Aufl. seines Phädrus in 8. befindet. Und in der Vorrede zu eben dieser Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

**) Ich will sagen, daß er in seinen zwei Büchern Fabularum veterum Aesopiarum den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe zieht; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt gewesen. Wie dieses zugegangen, wird man in der Folge sehen.

welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig eben so guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

1. Jenes erstere nun ist eben das, was mich die obgedachte Abschrift des Codex Divionensis gelehrt hat. — Daß dieser Codex ein Romulus sey, konnte ich zwar schon aus den Noten des Gudius schließen. Nur daß er vollkommen der Romulus sey, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführt, konnte ich allein aus ihm selbst lernen. Es ist die nämliche Sammlung alter Fabeln, auf die nämliche Art in vier Bücher getheilt, deren jedes die nämlichen zwanzig enthält, mit dem einzigen geringen Unterschiede, daß die Handschrift in dem vierten Buche zwei Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch sonst noch ein Paar unerhebliche Zusätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkommt, die dort fehlt. Nicht zu vergessen, daß die dreizehnte Fabel des ersten Buchs nach der gedruckten Ausgabe, in der Handschrift zwischen der siebenten und achten des zweiten Buchs zu stehen gekommen, wodurch diese Bücher ungleich geworden, und das erste aus neunzehn, das zweite dafür aus ein und zwanzig Fabeln besteht. Was aber hiernächst das Hauptwerk ist, so sind auch die Fabeln selbst, hier sowohl, als dort, fast

mit eben denselben Worten erzählt. Der Stellen sind sehr wenige, wo die Handschrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringeren Verschiedenheiten scheint die eine eben so oft als die andere die bessere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will ich ganz hersetzen, welche das vierte Buch in der Handschrift mehr hat. Es sind die dreizehnte und vierzehnte.

XIII.

Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquae, et eam conabatur evertere. Sed qm̄ fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Praecipit haec fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erstere von diesen Fabeln ist die sieben und zwanzigste des Avianus; und der ältere Plinius erzählt ein Gleiches als wahre Geschichte von einem Raben. Sie ist auch von neueren Fabeldichtern viel-

fältig nacherzählt worden. Von der zweiten wüßte ich dieses nicht. Doch verdient sie es auch kaum; und es würde Mühe kosten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, ist die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zusätze der Handschrift anbelangt, so sind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die ein und zwanzigste Fabel des vierten Buchs, und ist als eine besondere Fabel überschrieben: De statua sua Aesopus ad cives. Es ist eine barbarische Abkürzung und Verstümmelung von dem Epilogus des zweiten Buchs im Phäder:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici etc.

Weil sie aber doch noch zu etwas gut ist, will ich sie abschreiben.

Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi Atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt c̄rculi, qm̄ artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives posuimus statuam, quod est alicujus laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das sey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleiße nachgemalt, ohne sie auf das

Ungewisse nachzuschreiben. Und nun, wozu er noch gut ist, dieser Wust! Er ist der unbekannte Belag einer sehr schönen Verbesserung, welche Gudius in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieses ingentem statuam ist sehr unschicklich. Es wird doch gewiß keine kolossalische Statue gewesen seyn. Sie wird doch gewiß nicht größer gewesen seyn, als sie die Athenienser anderen verdienten Männern zu setzen pflegten. Gudius wollte also dafür gelesen wissen: Aesopi ingenio, und Burmann gab dieser Änderung seinen völligen Beifall. Crediderim Gudium, sagt er, quia *Aesopi* erat in Ms., dexterrime conjecisse *Aesopi ingenio*. Aber in welchem Manuscripte hatte er dieses Aesopi gelesen? In den beiden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es ohne Zweifel dieser Codex Divionensis, auf den er sich bei Ausarbeitung seiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet sich nicht allein hier Aesopi, sondern das völlige ingenium Aesopi; wogegen das statuam ganz ohne Beiwort steht. — Der zweite Zusatz unserer Handschrift ist Magistro Rufo Aesopus überschrieben. Und von diesem werde ich schicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun also der zu Ulm gedruckte Romulus, mit dem in dieser Handschrift von Dijon enthaltenen Romulus so genau übereinstimmt: was könnte

noch hindern, ihn für eben so gut, als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handschrift von Dijon selbst müßte jünger und daher unsicherer seyn, als die, welche Nilant vor sich hatte. Daran aber zweifle ich sehr. Denn Nilant sagt von dem Alter der seinigen, die der Bibliothek zu Leyden gehörte, gar nichts: und ich schließe daraus, daß es nicht beträchtlich gewesen. Gudius hingegen giebt der Handschrift von Dijon mehr als fünf hundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel seiner Abschrift, Divionensi monachorum Sectae Benedictinae. Membranae illae quingentorum et amplius annorum forma praegrandi exhibebant Plinii Historiae Nat. Libros XXXII, quibus praemittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem, quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phaedri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was sage ich, nur eben so gut? Der alte Ulmer Romulus ist offenbar weit besser, als der Nilantische; und wir hätten diesen ohne den geringsten Verlust entbehren können. Denn war die Leydner Handschrift auch nicht jünger, als die von Dijon, so war sie doch gewiß von einem weit elendern Abschreiber, der nicht allein vier Bücher in eins schmelzte, und alles daraus wegließ, was ihm nicht anstand, sondern auch den kurzsichtigen Mönch

bei aller Gelegenheit zeigte. Und daß diese Mönchsspuren sich weder in der Handschrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein schlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter diesen Mönchsspuren verstehe. Man nehme die siebente Fabel nach dem Nilant, welches die sechste im ersten Buche des Phädrus ist. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Äsopus erzählte, in welches Schrecken einst die Frösche gerathen wären, als die Sonne heirathen wollen." Dieses will auch Romulus nach seiner Art erzählen, und schickt die Moral voraus: A natura nemo mutatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet sie in dem alten Gedruckten; so lautet sie in dem Manuscripte von Dijon. Und wie bei dem Nilant? A natura nulla creatura mutatur, excepto homine et angelo: sed dictu saepius de malo pejor nascitur. Die Moral ist freilich nicht wahr; aber ihr so nachhelfen, sie so berichtigen, das konnte nur der dümmste von allen Mönchen. Und so an mehreren Orten. Der bessere Romulus schrieb zu Anfange seines zweiten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus, nisi homo? Et quis bonus, nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo enim potest esse bonus malus, non nisi homo; de deo enim et angelis non est nobis sermo-

cinatio. Der bessere Romulus zieht, aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Ephesus, die Lehre: Casta est illa mulier, quae importunum non patitur. Er hatte eben diese saubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Foemina nulla se importuno negabit. Ich mag diese Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meint man, mit welcher andern Lehre sie der Romulus des Nilant vertauscht? Ammonet subsequens fabula, quod habent homines mortui, quod timeant post mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Ephesus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt gewesen, so hätte Nilant mit den seinigen Dank verdient. Aber da sie längst gedruckt waren, weit vollständiger und unverfälschter gedruckt waren: wäre es nicht besser gewesen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten seines Manuscripts, wieder hätte auflegen lassen? Er scheint so etwas empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu seinem Romulus, daß der alte Romulus sehr oft gedrungener, schicklicher und lateinischer sey; sondern weil sein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, so fügte er aus diesem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung: Sequentes fabulae reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid desideretur, et quia nonnullae Phaedri phrases diserte

exhibet, eas in postremo agmine collocavi. Aber auch so kommen wir nicht ohne Schaden davon; denn da, wie gesagt, sein Romulus nur 45 Fabeln hat, und in diesem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholt werden: so fehlen zu der vollen Zahl, welche dieser hat, noch ganzer zwanzig. Ich will sie nach unserm Manuscripte namhaft machen, diese 20 Fabeln; und da ich den Unterschied, der sich zwischen diesem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe, so wird man sie ohne Mühe auch in diesem finden, wenn er etwa einem meiner Leser zur Hand seyn sollte. Zugleich will ich dabei anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen, damit man nicht glaube, wenn keine daselbst vorkäme, daß sie der Kritikus folglich doch nicht vermissen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der sich von diesen alten armseligen Dingen noch machen lassen. Hier sind sie:

L. I. Fab. 10. Homo et Colubra. (Phaed. IV. 18.)
- - - 11. Asinus irridens Aprum. (Phaed. I. 29.)
L. II. - 7. Venator et Canis (Phaed. V. 10.)
- - - 10. Hoedus et Lupus.
- - - 11. Pauper et Serpens.
- - - 13. Calvus et Musca. (Phaed. V. 3.)
- - - 14. Vulpis et Ciconia. (Phaed. I. 26.)
- - - 16. Graculus superbus et Pavo. (Phaed. I. 3.)

L. II. Fab. 18. Formica et Musca. (Phaed. IV. 23.)
- - - 19. Lupus et Vulpis, judice Simio. (Phaed. I. 10.)
- - - 20. Mustela et Homo. (Phaed. I. 22.)
- - - 21. Rana rupta et Bos. (Phaed. I. 24.)
L. III. - 6. Lupus, Vulpis et Pastor.
- - - 12. Vipera et Lima. (Phaed. IV. 7.)
- - - 18. Negotiator et Asellus.
- - - 19. Cervus et Boves. (Phaed. II. 8.)
L. IV. - 13. Cornix sitiens.
- - - 14. Puer et Scorpius.
- - - 18. Pulex et Camelus.
- - - 21. Ovis et Cornix.

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Nilant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwei, welche ganz und gar bei ihm vermißt werden, nämlich die 13te und 14te des vierten Buchs. Und dieses sind eben dieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deßwegen übergangen und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bei seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachlässigt zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als Eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bei dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anony=

mus überhaupt viel anders, als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja, ich würde sagen, er sey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2te 6. 8. 19. 24. 25. 30. 31. 32. 34. 36. 53. 57. 58. und 67ste; worunter die 2te 31. 32. und 57ste, Fabeln des Phädrus sind. Was sich aus diesen, dem Anonymus eigenen Fabeln schließen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen sonstwo bemerkten Grund eben derselben Vermuthung beizubringen Gelegenheit habe. Jetzt bestehe ich nur darauf, daß, besagter weniger Fabeln ungeachtet, die sich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das beste gewesen wäre, wenn uns Nilant diesen ganzen Romulus, bloß mit einem Zusatze derselben vermehrt, und, wie gesagt, mit den Lesarten seines Manuscripts bereichert, wieder gegeben hätte. Denn auf diese Weise hätten wir doch nun etwas Vollständiges, welches uns jetzt fehlt, und um so mehr fehlt, je seltener der alte Ulmer Romulus sich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben; und trieb ihn endlich doch nur in einem verstümmelten Exemplare auf. Er klagt an mehr als Einer Stelle, daß ganze Blätter darin ausgerissen; und wenn er sonach auch schon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Bessere

halte, so würde er es nicht gekonnt haben. — Dieses bringt mich zu meinem zweiten Punkte, bei welchem die Hauptsache auf der nähern Kenntniß des alten Buches selbst, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

2. Ich will hier beweisen, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwei ganz verschiedene Personen sind, die Jahrhunderte aus einander gelebt haben, hat schon Nilant erwiesen, und ohne Mühe erweisen können, da Rimicius das, wovon er unstreitig der Urheber ist, einem Kardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459 gestorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handschriften vorkommen, die offenbar vier bis fünf hundert Jahre älter sind. Wer sonst Rimicius gewesen, und was es für Streitigkeiten über seinen Namen setzt, davon kann man den Kardinal Quirini in seiner Einleitung zu den Briefen des Franciscus Barbarus,*) vornehmlich aber in seinem Schreiben an Schelhorn, beim Freytag**) nachlesen. Mir kommt es hier nicht sowohl auf seine Person, als auf das an, was er wirklich geschrieben, und was er nicht geschrieben.

*) Diatr. praelim. Part. I. cap. 4. §. 7.

**) Tomo III. Apparat. litter. Append.

Rimicius hat das Leben des Äsopus, und Fabeln des Äsopus aus dem Griechischen übersetzt. Das ist unwidersprechlich. Ob er den Druck dieser Übersetzung selbst erlebt habe, getraue ich mir nicht zu sagen, da, wie schon gemeldet, der Kardinal, welchem er sie zugeeignet, bereits 1459 gestorben. Aber gedruckt wurde sie doch, und zwar schon 1476 zu Mailand. Fabricius hat nur eine spätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini selbst vor sich gehabt, und in dem angeführten Briefe beschrieben. Ich finde sie in unserer Bibliothek nicht; Quirini sagt auch nicht, was sie für Fabeln enthalte, als welches zu seiner Absicht nicht erforderlich war: eine Stelle jedoch aus einer sogenannten Anacephalaeosis totius operis, welche er ganz beibringt, würde allein mich dieses Punktes wegen außer aller Ungewißheit setzen. Rimicius sagt nämlich: Quod vero longe plures (*fabulas*) Aesopus confecerit, hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his hae deficiunt literae etc. Und dieser Umstand von der alphabetischen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weise merklich ist, würde, meine ich, schon allein genugsam beweisen, daß es nicht diese sind, sondern daß es die gewöhnlichen griechischen Fabeln des Äsopus seyn müssen, so wie wir sie jetzt haben: wenn mich auch nicht der Augenschein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es ist mehr als

Eine spätere Ausgabe von den Fabeln des Äsopus vorhanden, worin sie vorkommen, die Rimicius übersetzt hat, und unter seinem Namen, mit seiner Vorrede vorkommen. Ich will statt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8. vor mir habe. In diesem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla schon vor ihm übersetzt hatte, und gehen von der 373sten bis auf die 472ste. Es sind deren also gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den älteren 149 Äsopischen Fabeln zu seyn glaubte, welche wir die Plaundeischen zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte so: die übrigen 148 Äsopischen Fabeln hat Nevelet erst 1610 zuerst herausgegeben, und er nennt sie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann also eine von denen unter den Fabeln des Rimicius sich finden, die bereits 1476 sollen gedruckt seyn, und die ich hier wirklich wenigstens von 1587 vor mir habe? Allein ich sahe mich, zu meiner nicht geringen Befremdung, betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Neveletschen vorkommen. Das nunquam hactenus editae des Nevelet, muß also nur von dem griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Rimicius nicht der erste war, der die griechischen Fabeln des Äsopus durch seine Übersetzung

in Europa bekannt machte, indem ihm nicht allein, wie schon berührt, Laurentius Valla mit einigen, sondern auch Omnibonus*) ohne Zweifel mit mehreren, darin zuvor gekommen: so war er doch der erste, wie es scheint, durch den sie nach Deutschland kamen. Nicht, daß man in Deutschland von gar keinen Äsopischen Fabeln gewußt hätte; man las die mehr gedachten Fabeln des Romulus, unter dessen Namen auch die elegischen Fabeln des Anonymus beim Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelphonsus und Anderer. Nur die eigentlichen Äsopischen Fabeln des Äsopus, wie sie, wenn auch nicht von ihm selbst, seinen Zeiten doch um so viel näher, wo nicht in seiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meisten und glücklichsten Nachahmer gehabt, waren bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unseren Vätern völlig unbekannt, und kamen, so wie aus Griechenland nach Italien, also aus Italien nach Deutschland.

---

*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinals Quirini kenne. Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudaeus teste Labbeo Biblioth. nova Mss., vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Prooemio ad Antoninm tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem, ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Graecia in Latium convexisse videatur. *Diatribe Praelim. ad Fr. Barbari Epistolas*, pag. 108.

Und, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst in der Übersetzung des Rimicius, aus welcher auch sofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon sich nichts Ähnliches bei jenen barbarischen Nacherzählern fand, ihnen beigefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibt wurden.

Ein solches allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor sich hatte, und welches in seiner Hand die Veranlassung zu den nachher so oft, und gleichwohl so ohne Grund, verwechselten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz sagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzose war, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand; und viel zu stolz, viel zu voreilig war, als daß er sich hätte lange erklären lassen, was er nicht verstand.

Nevelet sagt, wie oben schon angeführt worden, daß dieses alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt gewesen, und daß es die Fabeln des Äsopus, des Avianus und seines Anonymus, lateinisch und deutsch enthalten. An einer andern Stelle, nämlich in den Noten über seinen Anonymus, bei der 21sten Fabel, wo sich in dem alten Werke ein zweites Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er Rimicius heiße, welcher sowohl die prosaische lateinische Übersetzung dieser, als auch die deutsche Übersetzung der nämlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius, ein Italiäner, eine deutsche Übersetzung!

Ich bin sehr gewiß, daß ich schlechterdings das nämliche Buch vor mir habe, welches Nevelet vor sich hatte, nicht bloß ein nur ähnliches, wie Nilant; und man soll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloßen Herausgeber, wie Nilant meinte, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch ist in klein Folio, und mit dem Orte des Druckes hat es seine Richtigkeit. Es ist zu Ulm, und zwar bei Johann Zeinern gedruckt. Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Vlm: steht am Ende ohne Jahrzahl. Doch wir wissen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat; und wenn es wahr ist, daß die erste Ausgabe des Rimicius von 1476 ist, so kann dieses sein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verschiedenes vorkommt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt seyn. Näher ist das Jahr des Druckes schwerlich zu bestimmen: und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter: anders kann ich sie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bei den übrigen typographischen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten, weil sie hier ohne Nutzen sind, und ohnedies sich ähnliche Zeinersche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Inhalt, den ich Stück für Stück mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem ersten Blatte, auf welchem ein ziem=

lich großer Äsopus in Holzschnitt, mit allerlei kleinen Beiwerken, zu sehen, hebt das zweite, ohne alle Aufschrift, die sich auf das Ganze bezöge, sogleich mit den Worten an: Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendissimum patrem dn̄m Anthonium tituli Sancti Chrysogoni presbiterum̄ Cardinalem. Aber anstatt, daß nunmehr wirklich dieses Leben folgen sollte, so folgt vorher ein Vorbericht des deutschen Übersetzers, wovon dieses der Anfang ist: „Das leben des hochberümten fabeldichters Esopi, uß krichischer zungen in latin, durch Rimicium gemacht, an den hochwirdigen vatter, herren Anthonium des titels sancti Chrysogoni priestern cardinaln, und fürbas dasselb leben Esopi mit synen fabeln, die etvan romulus von athenis synen sun Thiberio, uß krichischer zungen in latin gebracht, hett gesendet und met ettlich der fabeln Aviani, auch Doligami, Aldefonsy und schimpfreden Poggy, und andrer, ietliche mitt ieren titel ob verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico stainhöwel schlecht und verstentlich getutschet nit wort uß wort, sondern sin uß sin, um mehrer lütrung wegen deß textes oft mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze lob und ere dem Durchlüchtigisten fürsten und herren herren Sigmunden, hertzogen zu österrich, etliche ergetzlikait dar

uß zu enpfahen, die och nutzlich ist, wa sie verstentlich werdent gelesen u. s. w." Ist es nun wahr oder nicht, was ich gesagt habe, daß Nevelet nur ein wenig Deutsch hätte verstehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu ersparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weise vorgebauet ist? Nichts kann deutlicher, als der Inhalt; nichts ausdrücklicher, als der Übersetzer angegeben seyn. Nicht ein Italiäner, nicht Rimicius, ist der Urheber dieser deutschen Übersetzung, sondern Heinrich Steinhöwel. Nicht vom Rimicius wird gesagt, daß er die Fabeln des Äsopus übersetzt habe, sondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts zugeschrieben, als die Übersetzung von dem Leben des Äsopus.

Was indeß Nevelet aus diesem deutschen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche selbst nicht lernen? Er muß nicht die geringste Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folgt nicht sogleich das Leben des Äsopus, sondern zuvor noch eine kurze deutsche Anweisung, was und wie vielerlei die Fabel sey. Und sodann das Leben, erst lateinisch, hernach deutsch. Es ist kein anderes, als das, welches man dem Planudes zuschreibt: und von vorn herein, und vielleicht auch an anderen Stellen, um etwas verkürzt. Der lateinische Text läuft hinter einander fort; der deutsche aber ist, bei den darin

vorkommenden Histörchen und Mährchen, durch Holzschnitte reichlich unterbrochen. Beide sind mit dem sechzigsten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln selbst: und zwar fürs erste die vier Bücher der alten vorlängst bekannten Fabeln des Äsopus, vom Romulus übersetzt, die nämlichen, wie sie angezeigtermaßen der Codex Divionensis enthält. Und auch nur hier hätte Nevelet in der Vorrede des ersten Buchs lesen dürfen: Ego Romulus transtuli de graeco sermone in latinum, um jedem das Seine zuzueignen. Was sonst an diesen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig ist, ist dieses, daß ihnen, außer der deutschen Übersetzung des Steinhöwel, auch die elegischen Fabeln des alten Anonymus, so weit sie reichen, untergeordnet sind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob sie schon überhaupt, aus den prosaischen Fabeln des Romulus genommen und entstanden zu seyn, die offenbarsten Spuren haben. Denn es sey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen: so ist doch das, daß dieser Anonymus nichts, als der versificirte Romulus ursprünglich sey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bei beiden die nämliche ist, sondern auch aus der Übereinstimmung der Fabeln selbst, und besonders aus dem Vorberichte der ein und zwanzigsten. Denn warum hat diese ein und zwanzigste Fabel bei dem Anonymus anders einen besondern Eingang, von

dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil sie die erste des zweiten Buchs bei dem Romulus war, und an so eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher ist es denn auch gekommen, daß, wie ich schon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und sowohl in Manuscripten, als in gedruckten Büchern des Erstern elegische Fabeln den Namen des Letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern für jetzt nur die alte Ausgabe zu Deventer, unter dem Titel Esopus moralisatus, nennen, wovon ich einen Abdruck, sowohl von 1490, als von 1502, vor mir habe. Von dieser Ausgabe war Christ ungewiß, ob sie den Avianus, oder den Romulus enthalte, weil er sie nicht gesehen. *) Sie enthält weder den einen, noch den andern, sondern den Anonymus, das ist, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den versificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleise komme. Romulus mit seinem Versificator geht in unserm alten Buche von dem sechzigsten Blatte bis auf das hundert und sieben und vierzigste, wo es zu Ende desselben heißt: Finis quarti libri Esopi, viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniun-

*) Pseudoavianus fuerit, aut Romulus, qui Daventriae editus proditur a. c. n. 1490. hoc elegantiae magistralis titulo, *Aesopus moralisatus cum bono comento*, mihi quidem adhuc incompertum est. Prol. de Phaedro, p. 57.

tur, multe tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur. Und hieraus sehen wir, was man den eigentlichen Äsopus damals nannte: nichts, als die vier Bücher des Romulus, höchstens noch den elegischen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Ursache wissen. Was man sonst von Äsopischen Fabeln hier und da zerstreuet fand, fügte man allenfalls dem Äsopus bei, ließ es aber dahin gestellt seyn, ob sie dem Äsopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die ältesten von dieser Art folgen nun vom hundert und sieben und vierzigsten Blatte bis zum hundert und sieben und achtzigsten, an der Zahl siebzehn; ebenfalls lateinisch und deutsch. Nach der siebzehnten stehen die Worte: Finite sunt extravagantes antique, ascripte esopo, nescio si vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzu viel Grund. Denn unter den siebzehn sind kaum zwei oder drei, die mit sonst bekannten Fabeln des Äsopus etwas Ähnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein sonst nirgends dem Äsopus beigelegt, sondern sind auch, welches die Hauptsache ist, so wenig in dem Geschmacke des Äsopus, von so abentheuerlicher, gothischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Äsopisch heißen können; geschweige, daß sie von dem Äsopus selbst seyn sollten. Ich will damit nicht sagen, daß ihnen alle Anmuth abgeht: sondern nur, daß sie nicht die Anmuth haben, welche

man an alten und griechischen Erfindungen gewohnt ist. Sie stechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechischen, und zwar vom Rimicius, übersetzt sind.

Denn, wie ich schon gesagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieses Werk ausgehen ließ, war die obgemeldete Übersetzung des Rimicius von dem Leben und hundert Fabeln des Äsopus, zu Mailand gedruckt worden. Da sie nun auch diesseits der Alpen bekannt wurden, und nicht allein das Leben des Äsopus etwas ganz Neues war, sondern sich auch unter den hundert Fabeln verschiedene befanden, die eben diesen Werth der Neuheit hatten: was Wunder, daß man sowohl mit diesen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutschland zu vermehren eilte? Nicht, meine ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meisten schon bekannt waren, und in der alten Übersetzung des Romulus gelesen wurden? sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte. Was ich da sage, ist keine bloße Vermuthung; sondern gerade eben das, was Zeiner, oder Steinhöwel, oder wer sonst unsere Ulmer Ausgabe besorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange sothaner Fabeln des Rimicius: Sequuntur alique Esopi fabule nove translationis rimicy; sondern auch, noch bestimmter und deutlicher, am

Ende: Finis fabularum Esopi a rimitio nove translationis fabularum Esopi grecarum auctore extracte; que a romulo in suis quatuor libris non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Ist es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehört? Ist es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann gewesen seyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Person gesprochen? Wird auf seine Übersetzung, die so bedeutend die neue heißt, nicht genugsam als auf ein besonderes Werk gewiesen, das von dem gegenwärtigen völlig unterschieden? aus welchem sich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daselbst bei Zeinern ein Fabelbuch zu besorgen, in welchem er aus seiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug mache?

Noch dazu einen sehr kümmerlichen; denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als siebzehn Platz gefunden. Nämlich die 2te, 3. 5. 7. 10. 15. 18. 21. 40. 43. 53. 68. 70. 74. 90. 97. und 100ste, nach der Ordnung des Rimicius, welches in der Sammlung des Dorpius die 374ste, 375. 377. 379. 382. 387. 390. 393. 412. 415. 425. 440. 442. 446. 462. 469. und 472ste sind. Es ist keine darunter, welche wir nicht vorlängst Griechisch hätten; so wie sich auch unter den

anderen zurückgebliebenen drei und achtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Übersetzungen aus diesem vorhandenen Griechischen sind; daß Rimicius nicht bloß, wie Romulus, vorgegeben, aus dem Griechischen zu übersetzen, in der That aber alte lateinische versificirt vorhandene Fabeln in Prosa aufgelöst habe, welches sich unter andern Cannegieter von ihm eingebildet:*) davon hat mich die angestellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unserm üblichen Texte, wie wir diesen theils nach dem Aldus beibehalten, theils von dem Nevelet überkommen haben, gleichwohl abgeht; auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führt, das beweiset nur, daß er nicht völlig den nämlichen Text, sondern einen vor sich gehabt, der

*) Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eas in sermonem prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gaudanus dictus *Dissert. de aetate et stilo Flavii Aviani*, cap. 15. Unter diese gehört Rimicius schlechterdings nicht. Er ist wahrer Übersetzer aus einer Sprache in die andere; nicht bloß aus einer Art des Vortrags in die andere. Aber man merkt wohl, daß auch Cannegieter noch den Rimicius für den Romulus genommen, ungeachtet desjenigen, was er deßhalb vom Nilant bereits konnte gelernt haben, und was er aus eben derselben Quelle, die Nilant gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auch noch besser hätte wissen können.

dann und wann noch wohl besser war.*) Seine Latinität selbst bewahrt ihn aber auch schon vor diesem Argwohne; denn ich will den sehen, der aus seinen Worten nur einen einzigen Vers zusammenstoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre. —

Ich kann nun den Rest des alten Ulmer Drucks

---

*) Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verschiedenen Handschriften noch geben müsse, hat man immer gemuthmaßt. Besonders in solchen Handschriften, welche für älter zu erkennen, als Planudes, dem man den gewöhnlichen Text zuzuschreiben pflegt. Eine solche Handschrift fand Montfaucon in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr sowohl das Leben, als die Fabeln des Äsopus, aufs neue herauszugeben. Aber es ist unterblieben. Eine solche Handschrift findet sich auch in Deutschland, in der Bibliothek der Stadt Augsburg, auf die schon seit 1741 Joh. Michael Heusinger die Gelehrten aufmerksam gemacht haben sollte. Sein Zeugniß, und seine Versicherung, hätte ich gemeint, müßte diesen Schatz an das Licht zu bringen, unfehlbar veranlassen. Aber auch das ist nicht geschehen. Vielleicht, weil es sich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt sich ihrer sehr, wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich so glücklich gewesen, eine Abschrift von besagtem Augsburgischen Codex zu erhalten, aus der ich sehe, daß er alle meine Erwartung übertrifft. Diese Abschrift ist von der Hand der Madame Reiske, die sich damit um die Griechische Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen französischen Übersetzungen, wenn man künftig einmal den Äsop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.

mit ein Paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch enthält, siebzehn Fabeln des Avianus, und drei und zwanzig Fabeln, oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Deligamus und Poggius, insgesammt mit deutschen Übersetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Untersuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um diese nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handschrift, die schon Gudius für älter, als fünf hundert Jahr erkannte, die Fabeln des Romulus enthält, und zwar die nämlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Seculum zu Ulm gedruckt worden; dieser Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom Rimicius besorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man seine Übersetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Äsopus darin aufgenommen: so ist es ja wohl nunmehr so ausgemacht, als nur immer etwas dieser Art ausgemacht seyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwei ganz verschiedene Personen sind, sondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringste Hand gelegt, wenigstens zuverlässig nicht an den Romulus, mit welchem ihn Nevelet ganz verwechselte, oder für dessen Herausgeber ihn Nilant angenommen. Eins ist eben so falsch, als das andere, und ich muß es nochmals und nochmals wiederholen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwissenden Leichtsinn eines

jungen Franzosen, der einem Buche, das er weder kannte, noch sich die Mühe nehmen wollte, es kennen zu lernen, den ersten den besten Namen beilegte, der ihm darin aufstieß.

Warum aber Nilant nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig gesagt, dieses die Ursache, daß er das alte Buch des Nevelet hatte, und auch nicht hatte. Dieses muß ich noch erklären.

Wie Nevelet schon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken lassen, so ist das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutschen Übersetzung versehen, welche nicht, wie es jetzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber steht, sondern stückweise, Fabel nach Fabel, eingeschaltet ist. Nun sind bei so einem Buche, das Grundsprache und Übersetzung enthält, noch zwei Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlassen wird, zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches selbst überzeugt ist. Er kann, außer beiden zusammen, die Grundsprache allein; er kann die Übersetzung allein abdrucken lassen und verkaufen: so hat er drei Bücher statt Eines.

Daß dieses nun hier Johann Zeiner auch wirklich gethan, weiß ich theils ganz gewiß, theils kann ich es mit aller Zuverlässigkeit schließen.

Daß er die Übersetzung allein drucken lassen, weiß ich gewiß, denn ich habe sie vor mir. Sie ist ebenfalls in klein Folio, hundert und neunzehn

Blätter stark, ohne das Register Uber die gemeinen puncten der materi diß buchlis. Unter den gemeinen Punkten werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln, verstanden: und dieses Register findet sich auch bei jener Hauptausgabe, und nur deutsch. Der Holzschnitt mit dem Äsopus fängt auch hier an; aber anstatt daß hierauf dort nur die Aufschrift der vom Rimicius übersetzten Lebensbeschreibung des Äsopus folgt, so folgt hier eine allgemeine Aufschrift des ganzen Werkes. Nämlich diese: Hie hebt sich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Esopi auß kryegischer zungen in latein gemacht. Auch ettlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonsi. und ettlicher schimpffreden Pogii. auch die histori Sigesmunde der tochter des fürsten Tancredi und des jünglings Gwistardi. Ob nun aber gleich diese ganze Übersetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelsche ist, wie sie in jener doppelten Ausgabe zu lesen: so ist doch dieser Druck davon nicht der bloß zusammen geschobene Druck aus jener; sondern es ist ein späterer Druck aus schlechterer Schrift und auf schlechterm Papier, auch mit gröbern und stumpfern, obgleich in Ansehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzschnitten, ohne Anzeige, wo und wann er veranstaltet worden. Daß indeß vor ihm schon ein besserer vorhanden gewesen, urtheile ich daher, weil Christ einen gebraucht, von dem er

Lettern und Papier so gut gefunden, daß er ihn für eine Scheffersche Arbeit zu Mainz halten dürfen. Dieses war ohne Zweifel der erste Zeinersche, wie er mit Weglassung des Lateinischen, auf das nämliche Papier zusammengerückt und nachgeschossen worden. Christ selbst kannte sonach den lateinischen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn sonst gewiß bei seinen und nicht seinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, sich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geschichte der Sigismunde anbelangend, welche, der Aufschrift nach, der einzelnen Übersetzung beigefügt seyn soll: so finde ich sie in unserm Exemplare nicht. Aber wohl finde ich sie hinter der lateinisch-deutschen Ausgabe: nicht zwar als ein Stück derselben, sondern nur augenscheinlich aus eben der Schrift und auf eben solches Papier, folglich bei eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Übersetzung aus dem Boccaz ist, die ebenfalls Steinhöweln zum Verfasser hat.

So wie nun diese eine Hälfte ganz gewiß besonders abgedruckt worden, so wird es höchst wahrscheinlicher Weise auch mit der andern geschehen seyn. Denn eben ein Exemplar des bloßen lateinischen Textes war es unstreitig, was Nilant von Burmann geliehen bekam, und in Ermangelung des Neveletschen Buches an dessen Statt sicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darin,

was Revelet angegeben, außer der deutschen Übersetzung. Da es aber sehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten, so konnte Nilant für sein Theil von dem Orte und dem Jahre, wann und wo es gedruckt worden, nichts Zuverlässiges wissen; welches denn vielleicht mit Ursache war, daß er noch immer einem Italiäner so viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er selbst einige eingestreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in diesem seinem bloß lateinischen Drucke anders las, als sie in dem lateinisch-deutschen zu lesen sind. So las er unter andern, zum Schlusse der siebzehn Fabeln nach der Übersetzung des Rimicius, dort die Worte: Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit; welche hier, angeführtermaßen, ganz anders lauten, und so lauten, daß er sie selbst sicherlich nicht von dem Herausgeber würde verstanden haben. Aus diesen veränderten Schlußformeln ist aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateinische Druck nicht unmittelbar aus unserer ursprünglichen lateinisch-deutschen Ausgabe durch die bloße Zusammenrückung genommen, sondern nachher aufs neue aus ihr abgesetzt worden. So zerrissen und verstümmelt indeß das Burmannische Exemplar davon auch gewesen, so eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik gespielt. Denn nicht allein hat es Nilant zu seinem Romulus gebraucht; sondern auch Cannegieter zum Avianus, von dem es

ebenfalls viele Jahre später hieß, daß er nun erst im Drucke erscheine, nachdem ein großer Theil von ihm vorlängst schon dort mit abgedruckt gewesen. Ich schließe daraus auf den um so viel größern Werth unseres originalen und so vollständig erhaltenen Exemplars, und darf mich nicht reuen lassen, so viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigem auf den Romulus wieder zurück, um mir selbst Rechenschaft zu geben, was denn nun diese ganze Untersuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserei wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe; denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für sich, und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen: man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem goldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl, als in dem andern, ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen. Besonders, wenn er ein=

mal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr ist, was Burmann sagt, daß nach dem Gudius sich Niemand um den Phäder verdient gemacht habe, als Nilant, eben durch die Ausgabe seines Romulus und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieses Verdienst wenigstens zu theilen?*) Sollte es sich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem Nilant mit so vielem Danke in der Verstümmelung angenommen, in seiner Vollständigkeit aufs neue an das Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuscripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben sich, wie es scheint, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so würden sie sich damals, als Christ ihr Daseyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meine, in Frankreich, wo sie wahrscheinlicher Weise stecken müßten, und wo Christ's Widersprüche genugsam bekannt geworden, würde sich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein Paar Wor-

*) *Joh. Fr. Nilantius*, cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum, qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiae praeferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisse fabulas Aesopias, sive e Rimicio, sive e Romulo, sive a quocumque elaboratas l. c. s.

ten angezeigt hätte, wo die augenscheinliche Widerlegung des deutschen Professors zu finden sey. In ihrer bis jetzt noch völligen Ermangelung also, können und müssen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handschriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis jetzt noch jede kühnere Muthmaßung über den Text des Phädrus geprüft, und zufolge dieser Prüfung gebilligt oder verworfen werden. Da nun ohnedies der Phädrus von Zeit zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie, wenn man eine solche Ausgabe einmal, statt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nämlich mit ihnen, so wie sie in der Handschrift von Dijon, und in dem alten Ulmer Drucke, weit vollständiger und weit besser, als bei dem Nilant, enthalten sind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schlusse noch mittheile, wird es mit einem Blicke übersehen lassen, daß die Sache nichts weniger, als überflüssig, oder wohl gar schon so gut als geschehen sey. In der ersten Reihe stehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuscripte, welches, die wenigen angegebenen Verschiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe ist. In der zweiten Reihe sind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entsprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; sowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzustellen

versucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieser Reihe ausfällt, ist für den aufbehalten, der einen ähnlichen Versuch wagen will. In der dritten Reihe sieht man, wie sich der Romulus des Nilant zu dem alten vollständigen Romulus verhält; welche Fabeln desselben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhole hier nochmals, daß dieser Anonymus selbst nichts anderes, als ein Romulus gewesen, indem er nicht bloß größtentheils die nämlichen Fabeln, sondern auch diese nämlichen Fabeln mit den nämlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateinischer, als Romulus, erzählt. Verschiedene von den Fabeln des Romulus, wird man sehen, fallen in allen drei Reihen weg; und das sind denn die, welche das Manuscript, oder der alte Ulmer Druck, ganz eigen hat; in welchen man aber gleichwohl eben so gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wieder gefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. I. 1.	III. 12.	1.	—
- - 2.	I. 1.	2.	—
- - 3.	App. Burm. 6.	3.	—
- - 4.	—	4.	—
- - 5.	I. 4.	5.	—

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. I. 6.	I. 5.	6.	—
- - 7.	I. 6.	7.	—
- - 8.	I. 8.	8.	—
- - 9.	I. 19.	9.	—
- - 10.	IV. 18.	—	11.
- - 11.	I. 29.	—	12.
- - 12.	App. Burm. 9.	10.	—
- - 13.	II. 6.	12.	—
- - 14.	I. 13.	13.	—
- - 15.	I. 21.	14.	—
- - 16.	App. Burm. 10.	15.	—
- - 17.	- - 4.	16.	—
- - 18.	- - 1.	—	—
- - 19.	- - 12.	17.	—
Lib. II. 1.	I. 2.	18.	—
- - 2.	I. 31.	19.	—
- - 3.	I. 23.	20.	—
- - 4.	—	21.	—
- - 5.	IV. 22.	22.	—
- - 6.	III. 15.	23.	—
- - 7.	V. 10.	—	62.
- - 8.	I. 28.	11.	—
- - 9.	App. Burm. 2.	24.	—
- - 10.	- - 32.	—	61.
- - 11.	- - 33.	—	65.
- - 12.	I. 16.	—	—

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. II. 13.	V. 3.	—	66.
- - 14.	I. 26.	—	63.
- - 15.	I. 7.	—	—
- - 16.	I. 3.	—	26.
- - 17.	III. 6.	—	—
- - 18.	IV. 23.	—	27.
- - 19.	I. 10.	—	28.
- - 20.	I. 22.	—	29.
- - 21.	I. 24.	—	33.
Lib. III. 1.	App. Burm. 15.	25.	—
- - 2.	—	26.	—
- - 3.	App. Burm. 17.	—	37.
- - 4.	- - 18.	27.	—
- - 5.	- - 19.	28.	—
- - 6.	- - 20.	—	40.
- - 7.	I. 12.	29.	—
- - 8.	—	—	—
- - 9.	—	30.	—
- - 10.	—	31.	—
- - 11.	—	—	—
- - 12.	IV. 7.	—	42.
- - 13.	App. Burm. 21.	32.	—
- - 14.	- - 5.	33.	—
- - 15.	III. 7.	34.	—
- - 16.	—	35.	—

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. III. 17.	App. Burm. 22.	36.	—
- - 18.	—	—	47.
- - 19.	II. 8.	—	48.
- - 20.	IV. 12.	37.	—
Lib. IV. 1.	IV. 2.	—	—
- - 2.	IV. 1.	—	—
- - 3.	App. Burm. 23.	38.	—
- - 4.	III. 18.	39.	—
- - 5.	III. 2.	—	—
- - 6.	—	40.	—
- - 7.	—	—	—
- - 8.	App. Burm. 24.	41.	—
- - 9.	IV. 3.	—	—
- - 10.	I. 11.	42.	—
- - 11.	—	—	—
- - 12.	App. Burm. 30.	43.	—
- - 13.	—	—	—
- - 14.	—	—	—
- - 15.	—	—	—
- - 16.	—	—	—
- - 17.	App. Burm. 25.	44.	—
- - 18.	- - 31.	—	60.
- - 19.	- - 28.	45.	—
- - 20.	—	—	—
- - 21.	App. Burm. 27	--	55.

Wenn ich nächstens einmal ein anderes Manuscript bekannt mache, auf das Gudius sich ebenfalls in seinen Noten über den Phädrus bezieht, will ich diese nämliche Tafel auf den Phädrus einrichten, und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch diese Tafeln auf eine besondere Art bestärkt wird.

III.

Über den
Anonymus des Nevelet.

Man versteht unter dieser Benennung den ungenannten halb barbarischen lateinischen Dichter, dessen elegische Fabeln in der Sammlung des Nevelet unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geschichte der Fabel vieler Umstände wegen sehr merkwürdig ist; da ich bereits zweierlei von ihm erwiesen habe, nämlich, daß er im Grunde nichts, als ein versificirter Romulus sey, und daß er eine von den Hauptquellen unsers Boner gewesen: so will ich, was ich sonst für Nachforschungen über ihn gemacht habe, hier mittheilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Litterators unterhalten, sondern können einmal demjenigen Gelehrten nützlich seyn, der etwa diesen Anonymus eben die Ehre erweisen wollte, die Cannegieter dem Avianus erwiesen hat. Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile bestehen lassen! Wenn sie mit den guten klassischen Schrift-

stellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der späteren Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen, gewiß nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, daß dieses überflüssig, und jenes schon geschehen sey, heißt ein wenig zu viel Unkunde in dieser Art von Gelehrsamkeit verrathen.

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede ist, gelebt, läßt sich bis jetzt noch eben so wenig mit Gewißheit angeben, als sein Name. An Versuchen, beides zu leisten, haben es die Gelehrten zwar nicht fehlen lassen; aber diese Versuche zu widerlegen, ist leichter, als etwas Zuverlässiges an ihre Stelle zu setzen. Sie reiben sich zum Theil unter einander selbst auf; und da ihre Verschiedenheit gewissermaßen von der Verschiedenheit des Urtheils abhängt, das jeder von dem innern Werthe des Gegenstandes gefällt: so verlohnt es sich schon der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geschmack in solchen kritischen Untersuchungen zwar nichts entscheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieses Wort) der Mißgeschmack, selbst den gelehrtesten Mann gewaltig irre führen kann.

2. Also vom Gyraldus anzufangen, dem ersten, und wohl noch dem einzigen kritischen Geschichtschreiber der Poesie. — Gyraldus nennt unsern Ungenannten Romulus. Posset et inter hos

poëtas, schreibt er,*) reponi Romulus ille, qui ad Tybertinum filium librum scripsit, quem, ab imitatione apologorum Aesopi illius Phrygis, *fabulas Aesopi* nuncupavit: non, ut aliqui rati sunt, transtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenses quidam, non Romulum hujus libelli autorem asserunt, sed suum quendam Salonem municipem, qui Poëta dum Athenis studeret, e Graeco fabulas has nostris moribus (ut ajunt) aptando, carmine composuerit. Sed certe hoc ipso vel Romulo, vel Salone, me puero nullus liber aeque trivialibus magistris terebatur, post Alexandri ineptias. Wie Gyraldus zu diesem Irrthume gekommen, dem Versificator den Namen des Urhebers beizulegen, kann ich leicht begreifen, wenn ich annehme, daß zu seiner Zeit in den Schulen Italiens eben solche Sammlungen von Fabeln gänge und gäbe gewesen, dergleichen ich an der Steinhöwelschen in dem ersten Beitrage beschrieben, in welchen die elegischen Fabeln unseres Anonymus den prosaischen des Romulus untergeordnet waren. Indeß kann Gyraldus nicht einmal diese Schulbücher genau angesehen haben, geschweige, daß er gar Handschriften darüber zu Rathe gezogen hätte. Denn in diesen steht die Zuschrift des Romulus an seinen Sohn Tybertinus, oder Tyberinus, jederzeit vor den prosai-

---

*) De Poëtarum historia, Dial. V. circa finem.

schen Fabeln, und der Eingang zu den elegischen enthält von diesen Namen keinen. Auch sagt Romulus in jener Zuschrift ausdrücklich: Id ego Romulus transtuli de graeco in latinum. Woher nun Gyraldus das besser wissen wollen; aus welchem Grunde er einen Schriftsteller, der sich selbst für nichts weiter, als Übersetzer ausgiebt, zum Erfinder machen zu müssen, geglaubt hat, wünschte ich wohl belehrt zu seyn. Noch begieriger aber wäre ich zu wissen, wer der Salo von Parma seyn sollte, mit dem seine Landsleute den Romulus so gern verdrängen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können: und auch Gesner kannte ihn nicht weiter, als aus dieser Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts anderes zu verstehen sey, als die Grammatik des Alexander de Villa Dei, ist wohl unstreitig. Sie ist in leoninischen Versen, führt den Titel doctrinale, und war seit der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unseres Anonymus sofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange seines doctrinale aus den Schulen verweiset: so wäre das die älteste Spur, die mir noch von ihrem Daseyn vorgekommen. — Doch Gyraldus soll ja ausdrücklich sagen, daß ihr Verfasser bereits im zwölften Jahrhunderte gelebt habe? Wenigstens versichert dieses de la

Monnoye in seinen berichtigten Menagianen:*) Lilius Gyraldus attribue ses fables à un *Romulus* ou *Salo*, et le fait vivre dans le 12. siècle. Allein dieser sonst so genaue Litterator hat sich hier wohl ein wenig übereilt, wenn er darauf fußen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus namhaft macht, der 1100 gestorben, sodann des Gildas gedenkt, und fortfährt: posset et inter hos etc. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologische Ordnung, und das inter hos bezieht sich nicht auf den Hildebertus und Gildas, sondern auf die späteren lateinischen Dichter insgesammt, qui nihil ad linguae nitorem castimoniamque, sed ad eruditionem et historiam non nihil aliquando faciunt, wie er sich gleich Eingangs über sie erklärt.

3. Nach dem Gyraldus ist J. C. Scaliger zu hören, der in seinem Hypercritico eben so viel scharfe und gesunde, als schiefe und abgeschmackte Urtheile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unsern Anonymus Accius, und zählt ihn zu den ganz neueren Dichtern seines Jahrhunderts. Accius, schreibt er, quem faciunt Aesopicarum authorem fabularum, si quis alius, tum accuratus, tum argutus poëta est. Illud observarunt praeceptores nostri: ab eo nusquam Ecthlipsin ullam factam in carmine syllabarum. Videmur tamen

*) T. I. p. 173.

nos alicubi unam aut alteram deprehendisse. De ipso vero ita judico: quae dixit a me nullo modo melius dici posse. Quare cum poëtis novitiis non solum ediscendum ob fabularum utilitatem, sed etiam propter versuum munditias imitandum. Parcius tamen concludendum sententias arctissimis illis gyris moneo. Quod unum sane illi potest objici: cujusmodi est illa vocum allusio:

Assuitur muro reptile muris onus.

Neque enim ejusce generis agnominationes nisi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unserm Anonymus rede, ist aus dem angeführten Verse klar, welcher in der zwölften Fabel de mure urbano et rustico vorkommt. Aber welch ein Urtheil für solch einen Mann! Wenn er, diesem Urtheile zu Folge, unsern Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, sollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dessenungeachtet für so neu erklärt. Unterdeß ging auch dieses natürlich zu. Denn vermöge seiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieses mit der italiänischen Übersetzung eines gewissen Accio Zucco in die Hände: er glaubte, wer die italiänischen Reime gemacht habe, werde auch die lateinischen Verse gemacht haben; und so entstand ein lateinischer Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Mensch in der Welt etwas

gehört hatte. Diese Bemerkung hat de la Monnoye über den Baillet*) gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuthen, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten lassen, daß er allerdings einige Ekthlipses bei unserm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte seyn müssen:

In gallo stolidum, in jaspide pulchra sophiae
Dona notes —

unser Versificator sie dennoch lieber gar nicht machen wollen: so muß ich in Ansehung dieses Exempels wenigstens anmerken, daß alle unsere Handschriften und alten Ausgaben diese Zeile so lesen, daß die Ekthlipsis gar nicht Statt findet. Nämlich:

Tu gallo stolidum, tu jaspide pulchra sophiae
Dona notes — —

Überhaupt scheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipsis nicht bloß die Herausdrängung des m mit seinem vorhergehenden Selbstlauter, sondern eine jede Elision überhaupt verstanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen ersten Verfasser zu seyn erachten kann; und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer spätern Hand zu seyn scheinen, auch nicht einmal in allen

*) Poëtes modernes, §. 1238.

Ausgaben befindlich sind, kommen einige derselben vor. So, denke ich, haben auch neuere Grammatiker den Scaliger verstanden; z. E. die Poëtica major der Giessenschen Professoren, wo es im zweiten Buche S. 156. heißt: a paucitate elisionum celebratur Accius is, quem faciunt Aesopicarum fabularum autorem etc.

4. Um wie viel besser, obschon neuer, als er beides ist, Scaliger unsern Anonymus macht: um so viel schlechter, obschon vielleicht auch um so viel älter, macht ihn Barth. Aber das zwei und zwanzigste Kapitel des dritten Buchs seiner Adversariorum, welches er ihm gleichwohl gewidmet, ist offenbar zu zwei ganz verschiedenen Zeiten geschrieben. In der ersten Hälfte giebt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbarischen Dichter aus, den er zu allererst bekannt mache. In potestatem meam venit fabularum Poëta *priscus* in *obsoletissimas* membranas exaratus, sed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non nescio, homines esse usque adeo talium studiosos, ut nil quicquam interire velint, quod in membranis offenditur, vincam me ipsum patientia, et specimen producam, unde de universo opere judicari possit. Und hierauf läßt er den Eingang des ersten Buchs, nebst der ersten Fabel desselben folgen, und setzt hinzu: Talis est universa illa poësis. Wahrlich scheint mir Barth hier ekler gewesen zu seyn, als ich ihn sonst an zwanzig Stellen finde: und ich

schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich selbst einer von denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen lassen, was auf sehr altem Pergamen (obsoletissimis membranis) steht, wenn es auch schon noch ein wenig schlechter ist, als die angeführten Zeilen doch wirklich nicht sind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obsoletissimas membranas nenne: so wüßten wir vielleicht doch auch schon etwas mehr von der Zeit des darauf geschriebenen Dichters. Allzu hoch zwar mag er in seinen Gedanken wohl nicht damit hinauf gestiegen seyn, wenn wir aus dem schließen sollen, was er, nach meiner Vermuthung, zu einer andern Zeit beizufügen für gut befunden. Denn nun hatte er erfahren, daß schon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgetheilt haben, wenn er diesen Umstand vorher gewußt hätte. Ja, er würde diese Probe ohne Zweifel völlig aus seinen Adversariis ausgestrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermuthung wegen des wahren Verfassers beigefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß alles schon so stehen bleiben könnte, wie er es einmal geschrieben. Et jam quidem, sind seine Worte, edita et recensita (universa illa Poësis) a Neveleto Doschio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum esse, cujus ad oculum similes versus de Castoris fabula producit Silvester Giraldus, et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem

certiorem quoque ignorare possit, quae de eo reperi adjungam. *Aesopus magister Atheniensium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magistrum Romalium, ut sibi aliquas jocosas fabulas conscriberet ad removendum publicas curas. Magister Romalius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorem Graecum in Latinum transtulit.* Haec membranae. Also auf einen Bernhard räth Barth; auf einen Bernhard. Und auf welchen? Denn es sind dieses Namens mehrere, die alle lateinische Verse gemacht haben, und auf unsere Fabeln Anspruch machen könnten. Auf eben den, von welchem beim Silvester Giraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in seinen Adversariis, in die er sie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn so verstehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adversariis, und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber sich verloren habe: als welches man sich vielleicht daher desto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechischen Fabeln des Äsopus eine vom Biber enthalten ist, welche das bekannte Mährchen von dessen Geilen enthält.*) Ich schlage also im Silv. Giraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeint haben, und finde im zweiten Buche des

*) Collect. Planud. Fab. 34.

Itinerarii Cambriae, im dritten Kapitel, folgendes Distichon eines Bernardus, den er weiter als mit diesem seinem bloßen Namen nicht angiebt:

Prodit item castor proprio de corpore velox
Reddere, quas sequitur hostis avarus opes.

Und das sind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unseres Anonymus gleich seyn sollen? Die ersten Worte zeigen deutlich, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, in welchem sie vermuthlich mit mehreren Beispielen einer ähnlichen Befreiung gestanden; wenigstens, daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Äsopische Fabel hier kann abgehandelt seyn, ist offenbar. Das Latein ist freilich eben so schlecht, als es bei dem Anonymus oft vorkommt; aber wo ist die geringste Spur von dem Lieblingsfehler desselben, durch den er, nach Scaliger's obigem Urtheile, der poetischen Jugend minder nachahmungswürdig seyn soll? von seinen so häufigen Assimilationen? von der kindischen Wortklapper, ohne welche der Anonymus fast keine Zeile schreiben kann? Ich wollte ganz einen andern nennen, der ihm nicht allein in diesen Tändeleien, sondern auch in der affectirten Vermeidung aller Elisionen vollkommen gleich kommt, welches denn eine weit schließendere Ähnlichkeit geben würde. Und das wäre Alanus. Doch ich will mich selbst nicht in Vermuthungen verlieren, indem ich Anderer Vermuthungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gelehrten Männern entsagen, die so reich an Muth-

maßungen, und so arm an Urtheilskraft sind, wenn ich vorher nur noch einen werde gehört haben, der so ganz in diese Klasse nicht zu bringen, indem er seine kühnen und oft seltsamen Einfälle wenigstens mit einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen wußte.

5. Und dieser ist unser Christ. Christ, welcher in der Hauptsache von Phädrus unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte: Christ hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avianus, so wie sie Cannegieter herausgegeben hat, für ein untergeschobenes Werk, an welchem Rufus Festus Avianus wenig oder gar keinen Antheil habe. Höchstens könne dieser in einer eigenen und besondern, größern und bessern Sammlung von Fabeln, den Stoff zu einigen derselben, und hin und wieder ein Wort oder einen Ausdruck, hergegeben haben. Das übrige sey aus einem barbarischen Zeitalter, und von einem eben so geschmacklosen als unlateinischen Scribenten:*) Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius, ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu post homo nactus infelicis saeculi scholasticus, ad quadraginta duas, argumentis suo judicio delectis quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit, et omnia suis elegis pro lubitu comminuit; nihil

*) Prolusio de Phaedro, p. 54.

aliud pensi, ut istud erat saeculum, habiturus, nisi ut versibus duodecim aut sedecim ineptis inscitae brevitatis studio coarctaret, quae viginti fortassis aut triginta luculentis scripserat Avianus. — *Ut istud erat saeculum!* Und welches war das Jahrhundert, das durch sein inscitae brevitatis studium so vorzüglich berühmt ist? Ich kenne keins. Es ist vielmehr der Fehler aller barbarischen Jahrhunderte, daß ihre Schriftsteller an beiden Enden ausschweifen, und eben so oft Schwätzer als Wortsparer sind; ihre guten Muster nicht seltener in einem Schwall von Worten ersäufen, als verstümmeln. Doch Christ hat ohne Zweifel hierdurch auch kein eigentlich chronologisches Merkmal angeben wollen, und alles, was er positives von dem Alter dieses Pseudoavienus sagt, ist nichts mehr als dieses, daß er schwerlich älter, als unser Anonymus seyn könne. Hoc, quem descripsi, Pseudoavieno, nisi vetustior, et multo recentior esse non videtur incertae aetatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium subinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, sed ut aliquo non obscuro designarem, atque ut obiter distinguerem ab alio fabularum scriptore, quem *Nilantius* dedit. Hiermit meint Christ nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angesehen war; sondern er meint den Romulus selbst, den Nilant auf diese Fabulas antiquas folgen lassen, ob er

schon bereits längst in der Steinhöwelschen Sammlung vollständiger und besser vorhanden war. Denn unter diesem Namen, welcher eigentlich nur den prosaischen Fabeln gehört, verstand man auch nicht selten die elegischen unsers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen mußte, und der man nicht besser abhelfen konnte, als wenn man dem einen und dem andern den Namen eines besondern Verfassers beilegte; gesetzt auch, daß man den Irrthum eines großen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrthum ist. Die übrigen Vermuthungen, die Christ von diesem seinem Accius macht, gründen sich auf die leeren Äußerungen des armen Scholiasten, der sich in einigen alten Drucken und Handschriften bei den Fabeln findet. Nugae glossarum veterum ineptissimarum modo scriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt, *magistrum Esopum de civitate Atheniensi*; modo *Gualterum anglicum*, qui ut puto, est inter cathedrae Romanae purpuratos, dictus *a Winterborn*, quem tradunt diem suum obiisse a. C. N. MCCCV; modo subobscuro aliquid ex hoc libro tribuunt *magistro Romulio*: quatenus fortassis argumenta praebuit. Ich kann nicht sagen, auf welchen Währsmann sich Christ wegen des Gualterus Anglicus hierbei bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geschriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts. Aber daß mit dem Ma=

gister Äsopus bloß auf den Inhalt und den Urstoff gesehen worden, so wie unter dem Romulius der mehr gedachte Romulus zu verstehen, ergiebt sich ja wohl von selbst; und wie es gekommen, daß dieser Name beiden Fabeln, den prosaischen sowohl, als den elegischen gegeben worden, habe ich schon gesagt. Auf Veranlassung der alten Fabelbücher nämlich, in welchen die elegischen, so weit sie langten, den prosaischen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwelschen zu sehen. Vielleicht aber, daß selbst Christ von diesem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bei seiner Nachricht so viele Bücher selbst nicht vor Augen gewesen. Wenigstens kann es nur aus dieser Ursache geschehen seyn, daß er zwei deutsche Schriftsteller mit einander verwechselt hat, von welchen sich unsere gedruckte Litteratur, so zu reden, anfängt, und die sich beide um unsere Sprache im funfzehnten Jahrhunderte so verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdient, welches schwerlich aus einer Bibliothek vollständiger geschehen kann, als aus unserer. Nämlich Heinrich Steinhöweln selbst, der ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle, der Kanzler bei dem Grafen Ulrich von Wirtemberg, und aus Eßlingen gewesen. Eines jeden besondere Schriften sollen ein andermal angezeigt werden.

Jetzt bleibe ich bloß bei der Hauptsache stehen, die das Urtheil betrifft, welches Christ über den

klassischen Werth unseres Anonymus ausspricht. Wenn dieses Urtheil sehr gemäßigt zu seyn scheint, indem es gleichsam zwischen den Meinungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, so ist es doch darum nicht minder parador, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die späteren römischen Autores auf einander folgen läßt, so gewaltig widerspricht. Aus einem barbarischen Versmacher nämlich wird unser Anonymus auf einmal ein Scribent, wie wir uns nur immer einen Virum consularem des 4ten Jahrhunderts, wenigstens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht allein in diese Zeiten erhebt er ihn, sondern erkennt ihn auch an Sprache und Geschmack dieser Zeiten für würdig. Scilicet, sagt er ausdrücklich *) — — —

*) Hier bricht die Handschrift dieses Aufsatzes ab, die der sel. Lessing nicht lange vor seinem Tode in die Drukkerei gab; und bis jetzt hat sich von ihrer Fortsetzung unter seinen Papieren nichts gefunden. Auch zweifle ich sehr, daß sich etwas Vollendetes darunter finden wird, welches das Resultat dieser litterarischen Untersuchung enthielte; denn Lessing war, wie er mir oft selbst gesagt hat, von jeher gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdrucks zu vollenden; und bei der gegenwärtigen war dies ganz gewiß der Fall. Ob er sich gleich über seine Nachforschungen in der Litteratur der Äsopischen Fabel zum öftern mit mir unterredet hat; so bin ich doch nicht im Stande, seine eigentliche Entdeckung oder Vermuthung über diesen Anonymus des Nevelet und über die Entstehungsart seiner elegischen

Fabeln, dem Leser mitzutheilen; und eben so wenig wissen seine übrigen Freunde, mit denen er sich darüber hätte besprechen können, das Ziel anzugeben, auf welches er diese ganze Untersuchung hinzuführen dachte. So viel sieht man wohl aus ihrer Einleitung, daß L. weder den eigentlichen Namen, noch das Zeitalter dieses Ungenannten mit Gewißheit herausgebracht hatte: nur über die eigentliche Bewandniß, die es mit seinen Fabeln und ihrem Ursprunge hat, scheint er mir bessere Aufschlüsse, als die bisher gegebenen, im Sinne gehabt zu haben; und, wie gesagt, diese kenne ich nicht, und getraue mir eben so wenig, sie zu errathen, oder nur zu muthmaßen.

Eschenburg.

IV.

Die Nachtigall.

Ich blätterte in Heydenreich's Leipzigischen Chronik, und da ich eben nichts Wichtiges suchte, so zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf sich.

> „Anno 1567 den 13ten Januarii, hat der ScharffRichter zu Leipzig auffm Markt ein Buch, die Nachtigal genant, darinnen die Judicia und Gerichte mit Schmehworten hart angegriffen worden, öffentlich verbrannt, und die, so sie feil gehabt, ausgepaucket."

Wer seiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt sie bei dem kleinsten Anlasse mit fort. Und so sahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernstlichsten Nachforschung, was denn eigentlich dieses verbrannte Buch, die Nachtigall genannt, für ein Buch gewesen sey.

Gleich anfangs besann ich mich, daß Vogel der vermehrte und fortgesetzte Heydenreich ist. Vogel's Leipzigisches Geschichtbuch also war

das erste, was ich zu Rathe zog, in der festen Hoffnung, meine Neugierde sofort befriedigt zu finden. Aber ich betrog mich: Vogel wiederholt die nämlichen Worte des Heydenreich, ohne die geringste nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch ist gemeiniglich ein seltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Verzeichnissen solcher Bücher, meine Nachtigall gewiß anzutreffen: und schlug sie nach, eins nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbst Andreas Westphal, der eine eigene Dissertation von den Büchern geschrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; selbst Schelhorn, der diese Arbeit des Westphal durch viele Zusätze erweitert hat,*) ließen mich unbelehrt von sich. Sie wissen alle von keiner Nachtigall; von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch Müller's Annales, und andere sächsische Geschichtschreiber, nicht ohne Zeitverlust, eben so unnützlich nachgelesen hatte, mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß das, was ich so begierig sey zu wissen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperson, irgend einen Rechtshandel betreffend, gewesen sey, an welchem der Rath zu Leipzig eine solche Rache zu nehmen für gut befun-

---

*) Amoenit. liter. T. VIII. et IX.

den. Selbst die Worte des Heydenreich: „daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden," schienen nichts Wichtigeres, nichts was sich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu sollen.

Ich wollte sonach eben wieder eine von den Jagden beschließen, von denen ich so oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen, als ich mich auf einmal besann, wo ich jetzt sey. Warum suche ich in Büchern nach einem Buche, das trotz des Scharfrichters von Leipzig, hier wohl noch selbst vorhanden ist? Ich will das Buch suchen; nicht bloß Nachrichten von dem Buche.

Und so fand ich gar bald, was ich suchte. Zwar nicht völlig so, wie ich es suchte, aber doch auch nicht viel schlechter. Ich fand es nämlich nicht so, wie es verbrannt worden, nicht gedruckt; sondern ich fand unter unseren Manuscripten Abschriften davon, und deren nicht weniger als drei.

Auch sahe ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein so geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müssen glaubte: so war es vielmehr eine Schrift, welche sehr wichtige Händel, nicht einer einzelnen Stadt, nicht einer bloßen Provinz, sondern des gesammten Reiches betrifft. Kurz, die Nachtigall singt nichts geringeres, als ein Lied über die damaligen Grumbachischen Unruhen. — Vielleicht hätte ein Anderer dieses sogleich errathen, dem

es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bei dem Heydenreich und Vogel unter lauter Nachrichten von diesen Unruhen und von den Anstalten steht, welche der Churfürst zu Sachsen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des sechsundsechzigsten, und zu Anfange des siebenundsechzigsten Jahres, eben machte. Doch besser ist wissen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kännte, so war es natürlich, daß ich ihr auch da nachspürte, wo ihrer, zufolge desselben, entweder gelegentlich oder geflissentlich hätte Erwähnung geschehen können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringste, weder in den gleichzeitigen Wechselschriften beider Partheien, noch bei den nachherigen Geschichtschreibern besagter Unruhen, finden können. Wie denn auch Kreysig, welcher in seiner historischen Bibliothek von Obersachsen ein eigenes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachischen Händel betreffen, *) darunter keiner Nachtigall gedenkt.

Dieses alles, meine ich, beweiset so ziemlich, welch eine Seltenheit unsere Bibliothek an den Abschriften derselben besitzt. Eine Seltenheit, die allein schon werth ist, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche jünger und schöner wieder hervorsteigt.

Hoffentlich bin ich der Meinung nicht allein,

---

* Sect. II. cap. 21.

daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigsten Gründen, verbranntes Buch wieder herzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber seyn. Was Einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sey, kann beleidigt haben. Er stürzt sie vorsetzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben so vermessene, als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen, als einsichtsvollen Mann halten soll.

Die Grumbachischen Händel sind vorbei; auch in ihren unmerklichsten Folgen vorbei. Nur dem Gelehrten, der sich lange nachher ein Geschäft daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten, und nichts mehr schaden; nur dem Staatsmann, dem die Geschichte seine Schule ist, sind sie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieser daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wissen.

Aber wie jenem oft dabei zu Muthe seyn muß, kann ich einigermaßen urtheilen.

Er wird weit entfernt seyn, sich zum Vertheidiger Grumbach's und seines Anhanges aufzuwerfen. Er ist von dem Verbrechen dieses Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihn verfahren, vielleicht damals nothwendig gewesen; er erkennt mit allem Wohlgefallen, daß diese Strenge wenigstens in ihren Wirkungen, zu Festsetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abstellung der gesetzwidrigen Selbsthülfe, sehr ersprießlich gewesen.

Aber wenn er dieses alles thut, wird er darum auch mit den Geschichtschreibern zufrieden seyn, die einen Mann, den eine damals sehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger, als die einzigen von ihrer Art im Reiche waren, die diesen Mann, sage ich, zu dem abscheulichsten und unsinnigsten Bösewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn seine Gegner bezüchtigt, als die erwiesensten Wahrheiten nachsagen? denen er Mörder und Straßenräuber ist? denen er eben so zuverlässig Zauberer und Teufelsbanner seyn müßte, und sicherlich seyn würde, wenn sie es nicht für schimpflicher hielten, Alfanzereien nachzuschreiben, als Verläumdungen?

Wenn diesen Gelehrten nun gar seine Nachforschungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbach's heftigster Feind, eben als er den Gar-

aus mit ihm spielen wollte, verbrennen lassen; die folglich für Grumbachen muß gewesen, die er aber nirgends selbst auffinden kann (und eine solche Schrift ist unsere Nachtigall, wie man aus den Umständen schon wird geschlossen haben): was soll er denken? Ist er, bei der Untreue, bei dem Leichtsinn, mit welchem man auf das bloße Wort seiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringste Rücksicht auf seine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das Ärgste zu denken? zu argwohnen, wer weiß was für Dinge darin enthalten gewesen, auf die man den Scharfrichter antworten lassen, weil sich sonst niemand sie zu beantworten getrauet?

Und dieses wäre die nähere, wichtigere Ursache, eine dergleichen Schrift wieder herzustellen. Denn ob sich schon der Gelehrte in seinem Argwohne irren würde; obschon unsere Nachtigall nichts singt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern sangen: so ist auch das schon ein Verdienst, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern soll, durch den Verlust eines leidigen Bogens, einen solchen Argwohn sowohl ihm, als dem, den er trifft, erspart.

Denn daß ich die Schrift selbst nun etwas näher beschreibe, so ist sie ein kleines Gedicht von ungefähr sechshundert Zeilen, und dieses Gedicht ist, seiner Einkleidung nach, die Apostrophe einer Nach-

tigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verschiedenen Interesse, das sie an der Grumbachischen Sache nahmen, oder hätten nehmen sollen. Der poetische Werth desselben ist klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut seyn; aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks, und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinette; und wir finden uns trefflich verbessert. —

Der Verfasser sagt auf dem Titel, daß er den wesentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog Johann Friedrich des Mittlern gezogen habe. Ich sehe, daß er vornehmlich die Antwort damit gemeint, welche dieser Herzog des Reichs abgesandten Botschafften, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernst von Mandelslo, und Wilhelmen von Steins halben, gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt ist, auch von Rudolphi

seiner Gotha Diplomatica einverleibt worden. *) Da ich nun sowohl diese Antwort, als auch alle anderen dahin schlagenden Schriften, von beiden Theilen, mit allem Fleiße durchlesen mußte, um von dem wahren Werthe meiner Nachtigall urtheilen zu können: so hatte ich bereits die merkwürdigsten Parallelstellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, sie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Bestärkung, oder Widerlegung, der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bei näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreifen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachischen Händel in allem ihrem Umfange, mit Freimüthigkeit und Einsicht in die damalige deutsche Staatsverfassung, zu beschreiben. Mir genüge, diesem Manne, dem ich den Geist eines Salustius oder St. Real siebenfältig wünsche, eine Kleinigkeit zur Hand geschafft zu haben, die er ungern vermissen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile.

---

*) Theil II. S. 62—92.

Nachtigal:

das ist,

Aus Johann Friedrichs des Mittlern, Herzogs zu Sachssen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Proceß der Wirzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug.

Mit einer nützlichen und christlichen Vermahnung an die Röm. Kays. Mayt. Chur- und Fürsten, auch andere Stände des H. R. Reichs, antreffende die jetzige trübselige Belagerung der gewaltigen Festung Grimmenstein, und weitberühmten Stadt Gotha.

Gedruckt im Jahre Christi
MDLXVII.

Dieweil ihr schlaffet in der Nacht,
Und Trübsal euch bekümmert macht,
Komm ich, genannt die Nachtigall,
O Fürsten gut, in diesem Thal,
Zu singen euch ein schön Gesang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,
Dieweil der Früling kompt herbei.
Bitt, wollet meine Melodey

Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchßen Knall abschaffen lahn,
Gute Freunde mit einander seyn,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein
Vertragen mit einander all,
Auf daß verhüt werd großr Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet solch Unruh.

Poeten solch Gewohnheit han,
Wann sie zu dichten fangen an,
Daß sie viel Götter allermeist
Anruffen, umb ein guten Geist,
Daß ihre Reym mit Süßigkeit
Gezieret seyn, und wol gekleydt.
Ich weiß nit mehr denn einen Gott,
Den ruff ich an nach seinem Gebott,
Daß ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom großen Handel reden wol,
Weß jeder sich verhalten soll;
Doch daß ich euch nicht lang auffhalt,
Ist die Sach kürzlich so gestallt;
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gern in seiner Hand,
Daher entspringt der erste Neydt,
Der gemachet hat so manchen Streitt.
Marggraff Albrecht, der streitbar Mann,
Den von Wirzburg wolt greiffen an:

Grumbach Marggräffscher Diener war,
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Bischoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach ein große Treuw
Dem Stifft Wirtzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit,
Macht daß gesah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert selbst den Ueberfall,
Leyhet ihm Geltt in großer Zahl;
Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirtzburch, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von Beuren bracht
Viel Reuter, und ein große Macht,
Hat Grumbach Fleiß gewendet an,
Daß er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beym Kayser auch erhalten hat,
Daß er viel Reuter schicken that,
Welche den Stifft beschützet han,
Daß ihm kein Ueberlast gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.
Da Moritz und Albertus beyd
Hielten zusammen einen Streitt,
Marggraff Albrecht verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht.
Wolt sein Zusag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geschwechet sehr,

Wil ihm nunmehr kein Schuld gestahn.
Grumbach wolt sein Bezahlung han,
Der Bischoff ihm wolt zahlen nicht,
Verachtet truzlich all Gericht,
Beraubet auch sein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.
Grumbach der ruffet an das Recht,
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kayser selber redet an
Den Bischoff, daß er soll verstahn,
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daß die Sach nit war so kleyn.
Der Bischoff bleibt auff seiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein schlechten Mann.
Nicht lang hernach der Bischoff ward
Mit einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unschuldig sich
Bekennet frey und öffentlich.
Mit solcher Protestation,
Daß ihm der Schuß mehr Leydt gethan,
Denn eim andern in dieser Welt,
Wie er solchs auff sein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekandt,
Und dienet den drey Lilien schon,
Welch führet die französisch Kron.
Mit Reuttern stark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewißlich hart versehrt.

Man gibt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit also fehret fort.
Grumbach sich überreden läßt,
Folgt ihrem Rath, und thut das best.
Er meynt, sie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden stund auch sein Beger.
Da er die Reutter gelassen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beste that,
Den Pfaffen gab ein guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des grossen Vogels hätten sie
Erwehret sich, sprachen sie fry,
Was sie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jezt nemen an?
Mit Geduldt Grumbach so lange harrt,
Bis er schier gar zum Bettler ward,
Nit treiben kunt ein lang Proceß,
Den kayserlichen Rechten gemeß,
Dem Adel zeigt sein Bettelstab
Sprach sie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berümte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat,
Doch hat er nit gefordert das sein,
Verschreibung genommen nur allein,

Die Pfaffen lassen leben all,
Kein Burger plündert dazumal.
Der Pfaffen Kelch und Meßgewandt,
Damit sie treiben ihren Thandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern sie noch bewahren lan.
Des Bischoffs Hoff und Canzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nam er auf dißmal sein Bescheydt,
Die auch der Bischoff hat hernach
Versiegelt, und die ganze Sach
Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie solches allen offenbahr.
Hett Grumbach sich daselbst bezahlt,
Und geübt allda sein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren stolzen Muth
So hett er sie bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem da das sein gelahn,
Daß er in Fried die Güter sein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewißlich er war zu gutt.
Die Pfaffen trib der Uebermuth,
Denn sie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Bescheydt,

Sein Weib geplündert Land und Gutt,
Dazu ein grossen Uebermuth
An seinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, wolts recht verstahn,
Daß sie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geschlechts, ermordet geschwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, solchs ist offenbar,
Getrieben ihn von Land und Gut,
Gedurstet sehr nach seinem Blutt,
In seinem Namen thun greiffen an
Den Apt von Benz und den Kauffman,
Daß er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch sein Ehr
Durch famoß Bücher sehr geschendt,
Die kommen sind in vieler Hendt.
So han sie auch Wilhelm von Stein
Sein Häuser abgebrennet reyn,
Junker Ernsten von Mandeßloh
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden woltt,
Daß man dieselb einsammeln solt.
Da Grumbach so geengstigt sehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet sein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun sein Alter schwer,
Wie uns gebeutt die Göttlich Lehr,

Sein Trübsal auch gesehen an,
Wie er verfolgt von jederman,
Sich seiner so erbarmen thut,
Und nimpt ihn auff in sicher Hut,
Verheißt ihm Schutz und frey Geleydt,
Daß ihm zufügt niemands kein Leyd,
Und thät solchs mit des Kaysers Rath,
Damit es ihm nicht brächt in Schad
Damit nit ferner wurd berührt,
Das Römisch Reich, bis wurde verhört,
Im Römischen Reich vor allen Stendt,
Und jedem da sein Recht erkendt.
Solchs hat Ferdinand gelassen zu,
Doch daß Grumbach in Rast und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
Auch rasten ließ, wie er denn than.
Das merket wohl ihr Edelleut,
Die ihr Grumbach umbringet heut.
Ist diß der Lohn und billig Ehr
Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürsten alle gut,
Daurt euch nicht das Sächsisch Blutt?
Johann Friedrich der dapfer Heldt
Sein Leben also frömmlich stelt
Umb Gottes Wort in große Gefahr,
Der Chur darum beraubet war,
Sein Söhnen ließ ein kleines Landt:
Denkt ist es nit ein große Schandt,

Wenn ihr die nun bekriegen wollt,
Die ihr billich erretten sollt!
Fürwar der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger seyn,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden lassen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
Habt dennoch das Volk schätzen lahn,
Den Türken wollen freßen gar,
Ihm ziehen ab sein Haut und Haar,
Die Kriegsleut auch bezahlt nit all,
Dadurch sie kommen in Unfall,
Waßer getrunken für den Wein,
Daß ihrer viel gestorben seyn.
Was denkt ihr doch, ihr Fürsten gutt,
Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,
Und wendet für des Reiches Acht,
Und schendet ewer eigen Macht,
Verlaßt das arme Niederlandt,
Damit der Bapst sein Spott und Schand
Zu üben hat in seinem Sinn,
Bedenkts, was ist doch ewer Gewinn?
Sein dieß die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch des Reiches Sold?
Muß darum auch der Zoll am Rhein
Gesteygert und vermehret seyn?
Viel meynen, daß des Türken Steur
Soll seyn ein newes Fegefeur.

Ist Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann:
Wenn ihr nun lange führet Krieg,
Was Ehr bringt euch dann solcher Sieg?
Er begeret doch nur Rast und Friedt,
Warzu soll denn dieser elend Streit?
Soll Grumbach seine Gütter lahn
Den Pfaffen, und selbst betteln gahn?
Weh euch, ihr falschen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar
Die blutsverwandten Fürsten gut,
Und stürzet so unschuldig Blutt!
Die armen Bauern müssen dran,
In schanzen sich erschiessen lahn,
Ihr freßt und sauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daß Christus theur
Das Menschlich Blut erlöset hat,
Weh euch, der großen Missethat!
Der Arme seufzt, und spricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.

O Kayser Maximilian,
Gott zier dein Kayserliche Kron,
Der Bapst stecket voll giftig List,
Des Reiches Fried zuwider ist:
Durch Einigkeit der Fürsten Macht
Zunimbt, solches der Bapst betracht,
Hierauf ist er beflißen gar,
Daß er euch nur bringt in die Haar,

Vermalmet so eur Bein und Mark,
Daß ihr ihm werdet nit zu stark,
Läst sich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füssen, wie ein Krott.
Viel Kayser hat er abgesetzt,
Die Türken wider sie gehetzt.
Da du empfiengst die güldene Cron,
Hast du das Evangelion
Zu schützen vielen zugesagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchste sitzt in seinem Thron,
Und hat vorlängst gezehlet schon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die ist hier kurz und klein.
Grumbach ein treuer Diener war
Dem Carolo, wie offenbar:
Der von Wirtzburg keiner Parthey
In Treuwen ist gestanden bey.
Dein Vater auch erlaubet hat
Johann Friedrich mit reiffen Rath;
Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz
Veracht dein kayserliche Cron,
Des merk, o Maximilian.
So hast du auch gelassen zu
Johan Friedrichen, daß er in Ruh

Den von Grumbach behalten hat:
Wenn du solchs ein Missethat
Erkennen wiltt, bin ich zu schlecht,
Und kann es preysen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muß begraben seyn,
Des fürchten beyde groß und kleyn,
Viel sorgen, daß Grumbach allein
In diesem Kriege sey ein Schein,
O Kayser Maximilian,
Niemand Gott widerstreben kan.
Die Augspurgisch Confeßion
Gestellet hat der Melanthon,
Derselbig hat bekennet frey,
Im Nachtmal heut welche Parthey,
Die Wahrheit baß verstanden hat,
Eh denn er seinen Geist aufgab.
So man jetzt sagt die Wahrheit frey,
So ist es eitel Schwermerey.
Jetzt unter der Confeßion
Viel Lugen seyn bedecket schon.
Das heilig Evangelion
Das ist die best Confeßion.
Kayser Carolus, der gütig war,
Vom Bapst ward verführet gar,
Der machet ihm ein groß Ungunst,
Dieweil er durch des Bapstes Kunst
Zertrennet hat der Christen Bundt,
Gott und seinem Worte widerstund,

Verhert das Teutsche Land sogar,
Dem er mit Eyd verbunden war,
Da er sich rustet zu der Wehr,
Und ihm kein Fürst getrauet mehr.
Erstlich der Römisch Bösewicht
Auflöset alle Eidespflicht,
Ein Fürst wider den andern ficht,
Groß Jammer da ward zugericht,
Daß in dem ganzen Teutschen Landt
Geschah schrecklicher Mord und Brandt,
Die Reichstedt kamen umb groß Geltt,
Die Fürsten fing man in dem Feldt
Durch listige Betriegerey,
Der Landgraff gut kam auch herbey,
Die Festung brach man ab zu hand,
Das Geschütz ward geführet aus dem Land,
Das Interim das falsch Gedicht
Wollt Magdeburg bewilligen nicht,
Der Bapst erfand ein solchen Rath,
Daß Magdeburg die schöne Statt
Von ihren Freunden belagert ward,
Umbringet und geengstet hart.
Was hat Carolus gewonnen dar,
Da er wieder bekrieget war,
Da Magdeburg kam in Vertrag,
Sag, wer war der da unten lag?
Da Moritz stolzlich gewinnt die Clauß,
Die gefangenen Fürsten bringt zu hauß,

Da Carolus thet passiren lahn
Die Augspurgisch Confeßion,
Was gab ihm doch der Bapst für Lohn,
Da er lang hett das Best gethan?
Sein eigen Reich bekrieget sehr,
Dadurch geschendt sein eigen Ehr,
Da er unglückhaftig von Metz
Mit Spott abzogen ist zuletz,
Gab ihm der Bapst nicht solchen Rath,
Daß er den Scepter von ihm that,
Hieß ihn ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,
Daß er die Fürsten geben frey,
Und nit mit grosser Tyranney
Das Bapstthumb aufgerichtet gar,
Durch tausend Mord und manch Gefahr.
Solchs wollstu, Maximilian,
Bitt ich in Gnaden auch verstahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,
Die deiner Kayserlichen Cron
Ein Fußfall thun demüthiglich,
Dein Augen zeigen gnädiglich,
Gedenk, daß Gott der Höchst allein
Dir auch vergibt die Sünde dein.

Churfürst Auguste, denk daran,
Ein Beyspiel dich erinnern kan.
Albertus das Marggräfisch Blutt,
Dazu Moritz dein Bruder gutt,

Zusammen waren gehetzet auch,
Von Buchsen ward ein großer Rauch,
Das Fürstlich und das Adel Blutt,
Noch heut das Erdreich ferben thut.
Wär dir jetzt treuw dein Prädicant,
Spräch er, es wär ein grosse Schand,
Daß du so alt jetzt worden bist,
Und nicht merkest der Pfaffen List.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Hastu erstlich selber veracht,
Dem Grumbach Dienst gebotten an,
Ihn gehalten für ein frommen Man.
Auch hat Staupitz, der Diener dein,
Grumbach zugeführt zwey Fähnelein
Sehr starker wohlgerüster Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht
Wirtzburg die weitberümbte Stadt
On blutig Schwerd erobert hat.
So sagt dir auch dein Conscienz
Ohn Zweifel ein sehr gut Sentenz,
Daß der alt Churfürst mit seiner That
Noch Chur, noch Ehr verwirket hat.
Die Rede flihet auch mancherley,
Daß Moritz durch Verrätherey
Die Chur bekommen, und mit Fug,
Johann Friedrich dieselbig trug.
Hat dir Gott günnet nun die Ehr,
So sollt du prangen nit zu sehr,

Vertilgen nit dein eignes Blutt,
Von dem du hast dein Ehr und Gut.
Es ist doch ja der Vetter dein,
Den du und noch ein Pfaff allein,
Um seine Treuw und milde That
Umbringest mit deim eignen Schadt.
Kein Chronik solches preysen wirdt,
Dazu kein frommer Seelenhirt.
Denk, daß du auch bist Staub und Erd,
Dein Leben hie nicht ewig werdt.
Wiltu gehalten seyn vor keck,
So zihe hin, und gewin Siget,
Welches der Türk genommen ein,
Dardurch wird auch der Name dein
Berühmet seyn und weit bekandt,
Im Teutschen und im Welschen Landt.
Das Reich zwingt mich, ist deine Sag.
Du hast aber eine strenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, ist offenbahr.
Der falschen Urgicht Instrument
Hastu gesandt in Pergament
Dem Kayser, und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geschendet sehr.
Auch auff eines Menschen Mund allein
Muß Grumbach überzeugt seyn.
Der von Wirtzburg und von Braunschweig
Mit dir, seyn nicht das ganze Reich.

Ein Pfaff die Acht hat impetrirt,
Und wer dieselbig exequirt,
Der schendet seine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzusehr.
Hettstu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span,
Auch ausgesühnet wer die Acht,
Die jetzund bösen Handel macht.

Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorben seyn,
Was wird doch endlich seyn dein Lohn?
Wirst du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird sich bekümmern sehr,
Daß du nit solchs betrachtet ehr.
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daß du mit Pfaffen spannest an,
Verderbst dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderische Bandt.

Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder sehr betrübet seyn.
Zwo Schwestern, die zween Brüder han,
Ach Gott in großer Trauwer stahn.
Der Mutter muß solchs seyn ein Pein,
Dem Vater auch gewiß nicht kleyn.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daß man dich in des Reiches Acht
Gethan hett, ist ihm herzlich leydt
Daß dir geworden gut Beschendt.

Wie gern wollt er dich fressen gar,
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

Joachime, deine Fürbitt,
Von Brandenburg, hat geholffen nit.
O Brandenburgisch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen Casimiri Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr sein Diener war,
Wird geengstet von der Pfaffen Schaar.
Marggraf Albrecht, den guten Heldt,
Da Moritz durch ein Kugel gefellt,
Hat Grumbach nit verlassen thun,
Darum wird er gehasset nun.

Churfürst von Maynz, ein alt Geschicht
Wird geben dir ein guten Bericht.
Als Dieterich auch Bischoff war
Zu Maynz, den Bapst strafft offenbahr,
Daß er nur sucht der Teutschen Geltt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt.
Drumb Mayntz die weitberühmbte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat,
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben auß,
Die Statt plündert von Hauß zu Hauß.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Dasselbig, bitt ich, wol betracht.

Churfürst zu Maynz, wollst werden gleich
Den frommen Bischoff Dietereich.

Churfürst von Cöllen, denk daran,
Wie dein Vetter, Bischoff Herman,
Von Pfaffen abgesetzet war,
All seiner Ehr beraubet gar:
Noch ist ihm solchs ein grosse Ehr,
Welche wird sterben nimmermehr.
An dich ist nun mein christlich Bitt,
Dein frommen Vetter schende nit.

Churfürst von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groß Gewinn,
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet sie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey,
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daß der Nachfolger dein,
Ein frommer Bischoff müsse seyn.

Landgraf Philip, manchs graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Fürwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdest gar zu Spott,
Wird preisen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und loben Gott.
Ein schelmisch Pfaff verkehret einig
Veränderts n und macht ewig.
Wenn solch ehrlose Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,

Wird sich gewiß an fürstlichen Blutt
Vergreiffen oft der viereckt Hut.

Herzog von Wirtenberg und Teck,
Für deine Thür ein Riegel steck.
Wenn Gotha wird geschleiffet seyn,
Und Philippus gelassen ein,
So steht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich meyn den Pfaltzgraff an den Rhein.
Solchs laß dir seyn ein treuwen Rath,
Merk zeitlich drauf, und nit zu spat.

Sybilla, die fromb Herzogin
Von Clev, ja war die Schwester dein,
O Prinz von Clev, die hat geporn
Johan Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muß allein,
Die Sach laß dir befohlen seyn.
Die Noth ist jetzt vorhanden hart,
Nit einer auf den andern wart.

Euch Reichstätt, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wol die Sach,
Des Geldes habt ihr nit zu viel,
Verschütt es nit zu diesem Spiel.

Ihr von Würzburg, denkt wol daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an.
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Gestifftet Jammer und groß Leydt,
Geistliche Leute wollt ihr seyn,
Darumb folgt auch der Lehre fein

Geistlicher Schrift, und merket wol,
Wie jedermann vergeben soll
Seim Nechsten alle seine Schuld,
Daß ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach ist euwer Lehenman,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat
Mit seiner Ritterlichen That,
Ob er gleich irgends Unrecht than,
So will er sich doch weisen lahn,
Horatio ein Missethat
Vergeben ward ohn allen Schad
Der Rechten, weil er Ritterlich
Wider die Feinde gehalten sich.

O Kayser Maximilian,
Bitt wollest die Sach recht verstahn.
Fürwahr die Festung Grimmenstein
Ist deiner Hoheit viel zu kleyn,
Kein Ehr kan bringen dir der Krieg,
Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Rhum und Lob soll han,
So rech den Grafen von Serein,
Nit unterdruck die Diener dein,
Die dir mit Leib und auch mit Blutt
Zu dienen geneigt, auch all ihr Gutt
Zu streken han gebotten ahn
Für deine kayserliche Kron.

Verhör gnugsam beyde Parthey,
Laß alle Stände richten frey,
Churfürstliche Bitte nicht veracht,
Von den du hast die hohe Macht.
Johann Friedrich, dein Diener gut,
Zum Rechten sich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römschen Hirt
In diesem Krieg gesuchet wirdt,
Denn daß das Sächsisch Blutt geschendt,
Und er mocht waschen seine Händt
Wol in der Niederländer Blutt,
Darnach ihn hefftig dursten thut.
Ich bin ein geringes Vögelein,
Mein Gesang ist kurz, mein Zeit ist klein,
Nembt diese Melodey vor gut,
Der liebe Gott euch all behut.

Die drei Abschriften, aus welchen ich dieses mittheile, sind völlig übereinstimmend, außer den zufälligen Verschiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopist der seinigen gefolgt, und einigen anderen Kleinigkeiten, die den Bau des Verses betreffen. In diesen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten, weil auf genauere Übereinstimmung hier nichts ankommt.

Hinter der einen Abschrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen, mit der Überschrift: Wie es mit Gotha ergangen ist. Aber sie enthalten nichts, was nicht schon bekannt wäre, und sind von dem Verfasser der Nachtigall gewiß nicht.

Hinter der andern Abschrift steht noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schlosse Grimmenstein bei der Einnahme gefunden worden; deßgleichen ein Lied von D. Joh. Major. Jenes ist noch viel unglaublicher, als das ähnliche, welches beim Rudolphi vorkommt, und man kann leicht ermessen, was man mit diesem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat sagen wollen. Das Lied von D. Major ist überschrieben: In D. Pol. Leyserum, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Gesang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. s. w.

Allein man würde sich sehr irren, wenn man diese Nachtigall für die unsrige halten wollte. Es ist

eine ganz andere, und der Abschreiber hätte sie nicht mit in dieses Gebauer sperren sollen. Die Händel, die Johann Major mit Polyc. Leysern zu Wittenberg hatte, sind bekannt, und dahin gehört dieses Lied. Major versteht unter seiner Nachtigall vielleicht den Melanchthon, wie dieses der Abschreiber durch die am Rande beigefügten Buchstaben f. φ. μ. anzeigen wollen; vielleicht aber auch einen andern von Melanchthon's Geist und Denkungsart, weil Melanchthon selbst längst todt war; vielleicht auch gar sich selbst. Diese Nachtigall preiset er, in Entgegensetzung eines leidigen Guckucks,

Der leydige Guckug fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreisenden D. Jacob Andreä ansticht; und in Entgegensetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink ist Geyers Art,
Fromb Vöglein will er fressen,

womit er seinen eigenen Widersacher und Verfolger, benannten Leyser, meint. Diesem Finken prophezeiht er, daß er doch noch endlich werde im Hanff behangen bleiben, und schließt:

Und der, der dieses Liedlein sang,
Der hat ir mehr gesungen,
Er ist ein Schwan, du hörsts am Klang,
Du hettst in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und singt,
Er will sein Feder spitzen,

Für Freund in im sein Herz auffspringt,
An dir sich zu ernützen.
Er will dir schreiben an dein Grab,
Welchs dann seyn wird ein Dohne:
Hie zappelt der vermessne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für sein Blutdurst, Betrug und Tandt,
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied ist nicht schlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Personen vor sich hatte, auf die es anspielte. Es muß gegen 1586 gemacht seyn.

Zwanzig Jahre vorher würde Major unserer Nachtigall ein ganz anderes Lied gesungen haben. Denn damals zog er mit seiner lateinischen Poesie gegen Grumbachen sehr bitter zu Felde, ohne Zweifel, sich bei dem Churfürsten Augustus damit einzuschmeicheln, der eben im Begriff war, mit anderen Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieses zuerst aus einem ungedruckten lateinischen Gedichte gelernt, welches sich unter den Manuscripten unserer Bibliothek befindet, und den Titel führt: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois *Wilhelmi a Grumbach, Johannes Major*, Poeta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht sagen, daß dieser Schwamm alle Flecken von

Grumbach's gutem Namen abwischt; aber doch gewiß manche, wenn es schon nur diejenigen wären, welche sich auch ohne Schwamm abblasen lassen.

Ich füge noch Eins hinzu. Ich darf kühnlich sagen, daß fast alle Geschichtschreiber, in Erzählung der Grumbachischen Händel, dem Hubertus Languetus blindlings folgen. Aber Hubertus Languetus war ein vertrauter Diener des Churfürsten Augustus, welcher leider in dieser Sache Parthei und Richter spielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Ursache, warum Augustus den Languetus an den König von Frankreich abschickte, vornehmlich Grumbach war. Die Instruction, welche der Churfürst seinem Gesandten ertheilte, ist abschriftlich in unserer Bibliothek, und würde kein unebener Zusatz zu den Epistolis secretis Huberti Langueti seyn, die Ludewig herausgegeben. Denn die ersten dieser geheimen Briefe sind von dieser nämlichen Gesandtschaft vom Languetus an seinen Herrn erlassen.

V.

Wörterbuch
über
Friedrich's von Logau Sinngedichte.

1759.

Vorbericht.

Das Geschlecht der von Logau, oder Logaw, ist eins von den ältesten adeligen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürstenthume Schweidnitz. Chr. Gryphius sagt, es sey aus böhmischen oder schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaisern Carl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten ansehnliche Kriegsbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des Erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu dan=

ken haben. Deßgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä und Andere mit nur gedachtem George verschiedentlich verwechseln, den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Unser Friedrich von Logau ward, zufolge seiner Grabschrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 geboren. Seine Ältern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studirt, ob er gereist u. s. w. Wir finden seiner nicht eher, als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewig des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludewigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, George Rudolph, starb, und die Fürstenthümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Loos aus einander zu setzen. Ludewig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte und seinen Logau als Canzelleirath mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen

Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzukurze Erholungen, als daß er sich in größeren Gedichten, als das kleine Epigramm ist, hätte versuchen können. Unterdessen hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab Anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen wurden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drei Tausend führt, ist zu Breslau, in Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen seyn, welches sich aus verschiedenen Sinngedichten schließen läßt, und von den Bücherkennern bestätigt wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahre 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden, aufgenommen ward. Wenn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeigt haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den fünften Julius im Jahre 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Von der Sprache des Logau.

Die Sprache unsers Dichters ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wenn Tscherning hierin die erste Stelle nach Opitz gebührt, so gebührt die erste Stelle nach Tscherning unserm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie

unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.

Der Sprachenmengerei, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war,*) und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet,**) machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten.***) Er hat verschiedene aus anderen Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. So nennt er z. E.

---

*) Sinngedicht 257 und 498.

**) Sinngedicht 257.
Die Musen wirkten zwar, durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte Deutsch, und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

***) Sinngedicht 1594.
Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann 2c.

Nomen adjectivum et substantivum das zusetzliche und eigenständige Wort.*)
Accentus, Beilaut.**)
Inventarium, Fundregister ꝛc.†)

Doch war er auch kein übertriebener Purist; er spottet über die zu weit gehenden Neuerungen des Zesen,††) ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen ward.

---

*) In der Überschrift des 488sten Sinngedichts.

**) In der Vorrede zu dem ersten Tausend seiner Sinngedichte, wo er sagt, daß er sich bei prosaischem Gebrauche der unbestimmten einsylbigen Wörter, nach dem Beilaute, so wie dieser im Reden und Lesen jedesmal falle, gerichtet habe. Deßgleichen Sinngedicht 1526.

Deutscher Reimkunst meistes Werk steht im Beilaut oder Schalle;
Ob der Sylben Ausspruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.

†) Sinngedicht 2363.

Cynthia will ihren Mann, wenn sie stirbt, der Chloris geben;
Chloris will die Erbschaft nicht weiter und zuvor erheben,
Bis ein Fundregister da, (Seht mir an den klugen Rath!)
Bis zuvor sie sey gewiß, was für Kraft die Erbschaft hat.

Mehrere glücklich übersetzte Kunstwörter wird man in dem Wörterbuche selbst antreffen.

††) Sinngedicht 1747.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, zu erkennen, wie sehr die Sprache unserer neuesten und besten Schriftsteller von dieser alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterschieden ist. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die ersteren aus dem Französischen und Englischen, nachdem diese oder jene eines jeden Lieblingssprache ist, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; so haben sie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten lassen.

Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen; und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unseren Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehn genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen denselben nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser, durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist.

Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provin-

zialsprache des Dichters gerichtet. Die schlesische Mundart ist deßwegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen anderen Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Von diesen Vortheilen, sofern wir dergleichen bei unserm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geschlechtswörter weg. Z. E. (IV, 51.)

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen.

Er thut dieses 1) bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abstracta ausdrücken, und gewissermaßen zu Geschlechtsnamen werden, allwo es zu einer besondern Schönheit wird: (VI, 36.)

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Hier werden der Neid und das Verhängniß durch

die Weglassung des Artikels zu Personen gemacht, welches weit stärker und poetischer ist, als wenn es hieße: „der Neid hat scheel gesehen; das Verhängniß ließ geschehen. Eben so auch (IV, 11.):

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Wesen.

2) Thut er es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbestimmte Artikel ein, eine zukommt, den man in der vielfachen Zahl ohnedies schon wegzulassen genöthigt ist. Z. E. (VII, 71.)

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt mehr ausgestanden?

Nicht die Stadt, eine gewisse Stadt, sondern unbestimmt: Städte. Ferner (X, 87.)

Gieb mir geneigten Blick,

anstatt: einen geneigten Blick, oder geneigte Blicke. Man sehe, welche gute Wirkung dieses in den Kriegsliedern des Preußischen Grenadiers hervorbringt.

„Wie krieg'rische Trompete laut
„Erschalle, mein Gesang!

anstatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum singet herrlichen Gesang ꝛc.

anstatt: einen herrlichen Gesang, oder herrliche Gesänge.

„Er faßte weisen Schluß,

anstatt: er faßte einen weisen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beiwörter nicht allein in dem ungewissen, sondern auch in dem männlichen Geschlechte weg. Er sagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat,*) ein stätig Gaul,**) ein kriechend Erdegeist u. s. w.“

III.

Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Z. E.

Seither ist unser Frei in Dienstbarkeit verkehret,***)

für: unsere Freiheit.

Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergessen oder schenken, †)

für: alle Frechheit.

— — — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug, ††)

für: eine solche Klugheit.

Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt, †††)

für: freie Wahrheit.

---

*) IV, 4.
**) Sinngedicht 91.
***) Sinngedicht 157.
†) XI, 24.
††) Sinngedicht 1259.
†††) X, 8.

Canus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt so drückt,*)
für: Armuth und Alter.
Und ernähren fremdes Faul,**)
für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die selbstständigen Fürwörter da weg, wo sie zur Deutlichkeit nichts mehr beitragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.

Mich, sagt Elsa, schreckt es nicht, werde brünstig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn, 2c.***)
für: ich werde nur brünstig gemacht.
Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, mein' ich, ein Spital, schwerlich einen Ehstand halten,†)
für: er wollte ein Spital halten.
Nisus buhlte stark um Nisa: Dieses gab ihr viel Beschwerden;
Wollt' ihn nicht; sie freit ihn aber, seiner dadurch los zu werden,††)
für: sie wollt' ihn nicht.

---

*) Sinngedicht 1820.
**) Erste Zugabe, Sinngedicht 201.
***) III, 31.
†) IV, 48.
††) VI, 89.

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln;
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen;*)

für: sie wollten keine Zeit vermissen.

V.

Logau trennt von den zusammengesetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir sie nicht zu trennen pflegen, und setzt zwischen beide irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieser Freiheit nicht mehr bedienen, so werden wir wenigstens Ursache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

Ei, ich wills ihm ein noch treiben; dieses Ding muß seyn gerochen;**)

für: ich wills ihm noch eintreiben.

Lieb und Geiz sind solche Brillen, welche dem, der auf sie stellt;***)

für: der sie aufstellt ꝛc. Jetzt müssen wir uns durch die Umkehrung helfen: er stellt es auf; er trieb es ein; und in der unbestimmten Weise durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzustellen;

---

*) VI, 36.

**) Sinngedicht 1041.

***) Sinngedicht 1317.

und in zwei vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgestellt. Alles gute Mittel, die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitschweifigkeit gebrauchen können.

VI.

Logau setzt die Endsylbe lei, die wir jetzt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort, oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden ꝛc.*)

Wie weitschweifig müssen wir jetzt dafür sagen: „denn eine Geburt, wie seine war ꝛc."

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden
Sind dieserlei Titel Besitzer sie worden.**)

Dieserlei sagt hier nicht so viel, als dieser; es scheint auch nicht so viel zu sagen, als dergleichen, sondern es begreift beides: Dieser und dergleichen Titel. Überdies da wir dieses lei

*) Sinngedicht 779.
**) Sinngedicht 1586.

bei den uneigentlichen Fürwörtern sehr wohl leiden; denn wir sagen ohne Tadel mancherlei, solcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können? Die schlesische Mundart kommt hier mit der schweizerischen überein, welches man aus folgender Stelle, die Frisch aus Geilers von Kaysersberg Postille anführt, ersehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieser Fürwörter in lei vortrefflich. „Ein Sun ist nit anders, dann ein Ding, das da lebet von einem lebendigen seinerlei. Ich hätte einen Sun, der wär meinerlei, ejusdem speciei. Ich kann die Species nicht baß teutschen. Würme, die du in dir hast, sind nicht deinerlei.“

VII.

Logan construirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es ist zu nennen gut,
Kann man zehen böser Stücke
Rechnen ab, und ziehn zurücke. *)

Nicht: zehn böse Stücke. Man wird sich dieser Zeugendung sehr wohl bedienen können, so oft das Hauptwort mit einem Selbstlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

---

*) Sinngedicht 2470.

VIII.

Logau läßt von sehr vielen Wörtern die Anfangssylbe ge weg, wodurch sie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er sagt z. E.

Die weitgereiste Würze —*)

wofür wir Gewürze sagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erste Art, besonders im höhern Styl, beibehalten.

Gott sey Dank für meinen Schmack ꝛc.**)

für Geschmack; deßgleichen auch Ruch für Geruch.***)

Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc.****)

für genießen. So auch Hirn für Gehirn (welches noch üblich ist), linde für gelinde, Sang für Gesang,†) bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangssylbe be verfährt er oft auf gleiche Weise. Z. E. sonders für besonders:

Ein sonders Lob ist dies, daß einer Lobens werth ꝛc.††)

Müht für bemüht,†††) hausen für behausen, mir liebet für: mir beliebet ꝛc.

---

*) Sinngedicht 403.

**) Sinngedicht 1725.

***) Sinngedicht 1727 und 1148.

****) II, 78.

†) IV, 101.

††) III, 50.

†††) XI, 139.

Und so viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialsprache unsers Dichters; einzelne wird man in dem nachstehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl sehen, daß unsere Absicht weder hier noch dort gewesen ist, alle Eigenthümlichkeiten der schlesischen Mundart damit zu erschöpfen. Sie kommen bei unserm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie schon gedacht, nur diejenigen ausgesucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unsere heutigen Schriftsteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

A.

Abgleichen, einen oder etwas abgleichen, referre. Sinnged. 13.

Kinder — — — — — — —
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter schönes Kinn
Lieblich werden **abegleichen**.

Ablangsrund, wofür wir jetzt länglichrund, oval sagen. Sinnged. 2410, wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie sie damals geglaubt wurde.

Ist der Erdkreis, wie man meint, **ablangsrund**,
als wie ein Ei ꝛc.

Allengefallenheit, ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Bestreben, allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. **Paulus** auszudrücken.

Alter Zeit, anstatt: in alten Zeiten, vor Alters. (V, 102.)

Jakobs Stamm klagt **alter Zeit**
Über schwere Dienstbarkeit.

Flemming sagt:

„Die Freude mitte nehmen,
„So sich giebet dieser Zeit ꝛc.

Nach eben der Art sagen wir noch: stehendes Fußes, gerades Weges ꝛc.

Angehen, einen, in dem eigentlichsten Verstande, für anfallen. Sinnged. 725.

Er steht viel fester noch, als feste Zedern stehn,
Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Frost, Hitze
— wird angehn.

Angesichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte setzen müssen, zu prosaisch dünkte. Sinnged. 176.

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angesichts,
Wann Gott gebeut, zerstäubt — —

Angler, für Engländer. Sinnged. 2512. Man hat geglaubt, das Wort Englisch sey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländisch verwandeln wollen: Anglisch aber, oder wie wir es nunmehr aussprechen, Englisch, kommt von unserm alten Worte Angler eben so natürlich her, als Französisch von Franzose, Holländisch von Holländer, Italienisch von Italiener u. s. w. Im Fall der Zweideutigkeit könnte man es freilich wohl in Engländisch verwandeln, wie man die Franzosen aus eben der Ursache zuweilen in die Französische Nation zu verwandeln pflegt.

Ansprengen, einen, für anfallen; eine Re=

densart, die von den Ritterübungen hergenommen ist. Sinnged. 2790.

Eisen schützet zwar den Mann,
Wenn Gewalt ihn sprenget an 2c.

Anstand, Waffenanstand; beides ist unserm Dichter so viel, als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht bessere Waffenstillestand. (XIII, 4.) In der Metapher wenigstens wird Anstand sich weit schicklicher sagen lassen, als Waffenstillestand. Z. E.

Anstand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit seyn,
Aber Friede will sie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufschub ist es noch überall in den Redensarten: ohne Anstand, Anstand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieses Wort mit Unrecht untergehen lassen, denn wir haben kein anderes an seiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden gesagt werden, und die Curirung, die Gesundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit also, in so fern sie das Werk des Arztes ist, wie soll man sie besser nennen, als Arzung? Erste Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunstwort der Klopffechter, worunter sie alle die Ceremonien und Fechterstreiche verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen, um das 2624ste Sinnged. unsers Logau: über die Gicht, zu verstehen.

Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
Ist sie fechtrisch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kommt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen, den man eigentlich nur von unnöthigen, prahlerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sey nach dem Lateinischen extollere (*laudibus*) gemacht worden (gleichwie man erheben, für loben, wirklich darnach gemacht hat): so hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Prahlerei überhaupt damit verbunden.

Augst, für August. Zweite Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsschwänzer sagt:

— — — Spricht wo sein großer Mann:
Mir ist gewaltig warm; so trocknet er die Stirne,
Eröffnet sein Gewand, entdecket sein Gehirne;
Obschon für grimmen Frost des Daches Nagel springt.
Spricht jener: Mir ist kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus seiner Haut, so wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Augst sein Kleid mit Füchsen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod, weil er allen Unterschied unter den Menschen aufhebt. Sinnged. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinnged. 1721.
— — ist an Ehr und Namen baar.
2. für barfuß, unbeschlagen. Sinnged. 1513.
Polsche Pferde gehen baar, pohlsche Leute gehn
beschlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieses Wort durchgängig weiblichen Geschlechts. Sinnged. 1267.
Der Zorn ist eine volle Bach.
Auch Opitz, Tscherning, Flemming sagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man sehe, wie Logau Sinnged. 975. die verschiedenen Benennungen solcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk sind gleichwohl Hurenkinder!
Bei Bauern heißt man sie zwar so nichts desto minder;
Bei Bürgern besser noch, Bankart; und im Geschlechte
Der Edeln, Bastarte; und Beischlag, auch Unächte
Bei Fürst und Königen.

Allein es ist falsch, daß sonst kein Unterschied unter diesen Wörtern seyn sollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegengesetzt wird, erzeugt worden. Bast-

art aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit geringerm Stande, als der Vater, gewesen sey; ja, dieser Nebenbegriff ist bei den mittlern Schriftstellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabei zugleich auf eine uneheliche Geburt sollte gesehen werden. Beischlag klingt ziemlich nach der Stuterei. Unächte Kinder glaubt man jetzt weit feiner natürliche Kinder nennen zu können, welche Benennung, nach Logau's Zeiten, aus der französischen in die deutsche Sprache gekommen ist. In dem so genannten Heldenbuche kommt ein altes Wort vor, welches hieher gehört, und der Wiedereinführung vollkommen würdig ist: Kebskind. (Auf dem 49sten Blatte der Ausgabe von 1560.)

„Sie sagten seltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und Erbarmung unterscheidet Logau in der Aufschrift des 23sten Sinngedichts im V. Buche. Erbarmung ist ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bei der Pein eines Andern empfinden; Barmherzigkeit aber ist ihm weit mehr, nämlich die thätige Bemühung, eines Andern Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft (Sinnged. 507), wofür wir jetzt Lebensnothdurft sagen.

Befahren, sich, für befürchten (Sinnged. 38.)

ist noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hiervon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren; anstatt, die Besorgnisse meiner Seele. Überhaupt findet man in den Schriften dieses Dichters und seiner übrigen Landsleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter von gutem alten Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremd geworden sind, und sich in der Schweiz am längsten erhalten haben.

Begünsten (Sinnged. 2477.), wofür wir jetzt etwas wohlklingender begünstigen sagen.

Belieb, das. Sinnged. 545.

Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben rc.

Belieben (I, 71.) scheint unserm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verstärken. Eben so sagt er (IX, 104.) beherzen und beküssen. Auch finden wir dieses Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen.

Be moll übersetzt Logau: das linde Be. Sinnged. 1366. Ein Kunstwort, welches eingeführt zu werden verdient, weil wir uns sonst mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das, für: die Bequemlichkeit. (XI, 25.) An einem andern Orte finden wir das Lustbequemen.

Bescheinen, etwas, ihm einen Schein, einen Anstrich geben. Zweite Zugabe 72.

Wenn böse Weiber ihre Tücke woll'n bescheinen,
So wissen sie kein bessers Mittel, als das Weinen.

Besinnen; dieses Zeitwort, welches sonst nur ein Reciprocum ist, braucht Logau als ein bloßes Activum; da ihm denn etwas besinnen so viel ist, als: seinen Scharfsinn an etwas zeigen, worauf sinnen, es durch das Sinnen herausbringen, excogitare. Anhang 254.

O Lieber, wie viel ists, das ich pflag zu besinnen?
Geh, zähle mir die Stern und menschliches Beginnen!

An diesem Orte heißt es ihm so viel, als Sinngedichte machen. Wir finden dieses Wort in eben dieser thätigen Bedeutung auch beim Flemming:

„Die Gesellschaft sprach ihm zu:
„Damon, was besinnest du?

Besitzen, sich worauf setzen. (VII, 74.)

Redlich will ich lieber schwitzen,
Als die Heuchlerbank besitzen.

Besonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbesonnenheit. Anh. 174.

Bestand, der, für Beständigkeit. (III, 88.) und Sinnged. 211.

— Hoffnung kriegt die Kron,
Und Bestand den rechten Lohn.

Bestehen. 1. Als ein Neutrum, für stehen bleiben, stecken bleiben. Sinnged. 946.

— — — im Rücken
Bestund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Activum. Etwas bestehen heißt alsdann so viel, als: einem Dinge Stand halten, es ausstehen. Im Heldenbuche lesen wir es sehr oft; und auch in der Geschichte des Ritters Don Quixotte von Mancha kommt der Ausdruck ein Abenteuer bestehen, häufig vor. Logau sagt: (XIII, 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und bestünden noch einmal,
Was bisher uns dreißig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?

Und Opitz:

„Sie wissen allen Fall des Lebens zu bestehen.

Bestillen, für stillen; das Be verstärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerkt haben. Sinnged. 2135.

Durst und Hunger sind die Mahner, die man nimmer kann bestillen:
Morgen kommen sie doch wieder, kann man sie gleich heute füllen.

Beischub, Hülfe, Vorschub. (XI, 112.)

Ptochus rufet seinen Freund in der Noth um Beischub an ꝛc.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort muthwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein dein Sünde

groß ꝛc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logau in dieser Absicht anführen. (III, 37.)

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

Biedermann ist zum Theil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Composita, als Biederweib. (V, 6.)

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schandsack in der Haut
Ist manche — — — —

Deßgleichen Biederherz (V, 20.), Biederwesen, Sinnged. 761, Biedersinnen, Sinnged. 2110.

Werther Freund, du lieber Alter, alt von alten Biedersinnen,
Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkommt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre?

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des von Riedenburg (Boner) finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

„An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erste Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beiwort, so viel als verbindlich, verbunden: Sinnged. 2448. einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, so viel als stricte (III, 9.): sich bindlich wozu erklären.

Blassen, pallere, pallescere. 1. Als ein Aktivum. (XIII, 10.)

— — — röthen
Was Todtenasche blasset.

2. Als ein Neutrum. (IX, 76.)

Der ist nicht alleine bleich,
Wer nicht satt ist und nicht reich;
Großes Gut und stetes Prassen
Macht vielmehr die Leute blassen.

Blick, für Augenblick. Sinnged. 365.

— — Du achtest Gott so klein,
Und kannst doch ohne Gott nicht einen Blick nur seyn.

Blicklich, als ein Nebenwort, für: alle Augenblicke. Anh. 138.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin müßt geben?

Blitzlich, geschwinde wie der Blitz. Sinnged. 1131.

Mensch, vertraue keinen Stunden, weil sie nimmer stille stunden;
Du läufst mit, und hast dich blitzlich deinem End entgegen funden.

Blößlich, für bloß. Sinnged. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke
blößlich harren 2c.

Bruch, braccae, Hosen (Plattd. Brooke). Sinnged. 1573.

Trotzt mancher noch so hoch,
So trifft er endlich doch
Für seine Füße Schuch,
Für seinen Sitzer Bruch.

Brunft. Sinnged. 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunft.

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Thiere zur Vermischung anzuzeigen; derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edlen Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Vermischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas Übles, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst 2c. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof 2c. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch in seinem Wörter-

buche schreibt zwar: „Brunft sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige Jäger thun, sondern besser Brunst." Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht, weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunft noch Brunst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. Döbel's erfahrnen Jäger.

Brunst, anstatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunst. Sinnged. 91. hat zur Überschrift: die letzte Brunst der Welt, und heißt:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul.
Will sie Gott zu Stande bringen,
Muß er sie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Diese Welt erfodert Glut.

Und Opitz sagt:

„— — so viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunst
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. betrügen, Unterschleif machen. (X, 34.)

Wer im Geringen bübelt ꝛc.

2. wollüstig scherzen; wovon sich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet. (VI, 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln.

Buhlen. Von diesem Zeitworte macht Logau die leidende Weise: gebuhlt werden. Sinng. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird
gebuhlt nicht minder.

Büttner oder Bütner, für Böttcher. Sinnged. 1530. Das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutsch eine Bütte.

C.

Cärl; so schreibt Logau, wofür wir jetzt Kerl schreiben. Sinnged. 672. Das ä hätten wir billig beibehalten sollen, weil das alte gothische Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für von dannen. Z. E. Sinnged. 895.

Alle Flüsse gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

„Dannan schied er mit Bitterkeit. —
„Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieses Wort in der alten Bedeutung, für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII, 10.)

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unsern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen sinken nieder.

Diese Bedeutung war also zu seiner Zeit noch bekannt. Bei viel späteren Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ungefähr dreißig Jahre darauf mußte sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutschen Akademie zweiten Haupttheils erste Abth. S. 42.)

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau, dem ersten Ansehn nach, in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinnged. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anh. 228.

In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren,
Ist hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewehren,
Damit sind ihre Köpfe mit nichten zu beschweren.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und

aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er für sich, und nicht unter Demmerung anführt. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam et helluationem transferri coepit.

Denken. Logau macht hiervon ein unpersönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinnged. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bei meinen jungen Jahren.

Wir erinnern, im Vorbeigehen, daß man einen Unterschied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterschied ist schon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die, für Diebstahl. Sinnged. 2808.
— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der, für Drangsal. Sinnged. 2835.
Der Drang, den Krieg uns that rc.
Einem allen Drang anthun, sagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir jetzt Druiden sagen. Man sehe die oben unter Degen angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das

Englische double-dealer sehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unserm jetzigen Dialekte, in Doppelmann verwandelte. Sinnged. 1103.

Die sich ließen schreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie stund.

Er scheint es in dem 1226sten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze:
Denn er führet duple Sinnen; sagt im Ernste, meint im Scherze.

Jetzt sagen wir dafür Zweizüngler, Doppelzüngler.

Durchschnitt. Mit diesem Worte hat schon unser Logau das undeutsche Profil übersetzt; und zwar eben da, wo wir es selten oder gar nicht brauchen. Denn wir sagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. Erste Zugabe 183.

Große Herren, wenn sie blind, daß sie Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem Durchschnitt sie, oder schlafend sie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; so viel als scharf, beißend. Unser Dichter sagt (Sinnged. 1534.) ei-

fere Lauge. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nämlich des Wortes Eifer, zelus, ist ohne Zweifel an dem Untergange dieses Beiwortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinnged. 777.

Mit Verlust des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
Eignet nicht den weisen Leuten.

Er sagt auch auf die unpersönliche Weise: es eignet sich, für: es geziemt sich. Sinnged. 1771. So sagt man auch noch im gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde ꝛc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für nichts, als. (I, 3.)

Emse schreibt Logau anstatt Ameise. Sinnged. 761.

Wohl indessen dem, der dort lacht, und schaut die Emsenhaufen
Drinnen um das eitle Nichts kriegen, steigen, dringen, laufen;
Unbedachte Menschenschwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeis, Erbse; so ist von dem ältern Emeis, Emse entstanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geschrieben, und daher ist Ameise gekommen. Emse wäre noch immer ein sehr bequemes Wort für die deutsche Prosodie.

Ent; mit dieser Sylbe fängt Logau verschiedene Wörter an, die sich sonst mit em anfangen. Er sagt z. E. entpor anstatt empor. Sinnged.

1257. Deßgleichen entfinden anstatt empfinden. Sinnged. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erste Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, sich; anstatt sich aufhalten. (XII, 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bei uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die, (Sinnged. 1672.) und entjungfern, Sinnged. 2586.

Blumona ward entjungfert: da solches war geschehen,
Verschwur sie Haut und Haare, sie hätt' es nicht gesehen.

Entschließen, für ausschließen. Sinnged. 610.

Wer vom Herzen Gott entschleußt ꝛc.

Entwerden, für entkommen, davon fliehen. Sinnged. 1209.

— — Wer entwerden kann, ist froh.

Er, das, und das Sie. Man sehe, in welchem sensu nupto Logau beides braucht. Sinnged. 2776. Auf den Mollis.

Dein Weib ist dir kein Weib, und du bist ihr kein Mann:
Wie daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachsen an?

Erarnen; so viel als erwerben. Sinnged. 966.

So wirst du dorten Glanz, und Segen hier erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Christo:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeist, ein poetisches Wort, für einen Geist, der am Irdischen klebt. Sinnged. 3.

Billig! denn so hohe Sinnen
Müssen andern Dank gewinnen,
Als ein kriechend Erdegeist.

Erdisch, wofür wir jetzt irdisch sagen. Sinnged. 2212.

Erkunden. (XI, 121.)

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken?

Erlusten. Anh. 76.

In der Jugend zum erlusten, in dem Alter zum erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern, für nüchtern werden. (XII, 60.)

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Diesem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Erstecken braucht Logau für: machen, daß etwas erstickt. Sinnged. 1275. Liebe erstecken, und (X, 90.) Krieg erstecken.

Erstrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen, daß sich ein Ding weiter erstreckt. Bei Gerichten kommt es in dieser thätigen

Bedeutung noch überall vor. Man sagt z. E. Man will zwar dies Gesetz auch dahin erstrecken; allein ꝛc. Und unser Logau sagt: (XI, 47.)

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erstrecken,
Weil sie, was durch dreißig Jahr Krieg verübt, soll alles decken.

Einer unserer lyrischen Dichter hat diese veraltete Bedeutung sehr schön wieder erneuert, wenn er in seiner Ode an das Glück sagt:

„Wenn kein Ruhm, — —
„Wenn kein Gold mein Lebensziel erstrecket,
„Wenn ich nicht vergnügter küsse:
„Was vermiß ich, wenn ich dich vermisse?

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinnged. 803.

— — die manchmal so erwarmen
Auf unser Gut und Blut. —

Erwinden, sich; so viel als: sich unterstehen, sich unterwinden. Anh. 62.

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber schreibt Logau, anstatt Fieber. Sinnged. 2589. und anderwärts, doch nicht überall.

Feuerspiegel nennt Logau, was wir jetzt Brennspiegel nennen. Anh. 159.

Feulen, oder faulen; für müßig sitzen, faullenzen. Sinnged. 1933.

Feyern, von etwas; so viel, als (wie er sich Sinnged. 1120. ausdrückt): von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinnged. 114.

Allein es kömmt dazu, daß endlich selbst sein Fuß,
Hoch in der Luft, vom Treten feyern muß.

Sie sind feyrig, sagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgesellen, die keine Arbeit bei Meistern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feyern; welches vollkommen das sagt, was der Franzose durch fêter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; schändliche, schmutzige Kargheit. Sinnged. 2127.

Findlich, was zu finden ist. (V, 39.)

Ob nur einer findlich wäre rc.

Flammenschütze; so nennt unser Dichter den Amor. Sinnged. 2448.

Freund, der kleine Flammenschütze hat das dritte Freudenfeuer
Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinnged. 644.

Des Nero Meistern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie sein Geblüte rc.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem Griechischen φλεβοτόμος zusammen gezogen seyn soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu seyn,

welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Übrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem sogenannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heister's Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinnged. 2162. hat Logau den Pluralis von diesem Worte, der sonst selten oder gar nicht vorkommt: die Flüchte.

— — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, sich zu einem; so viel, als: sich mit einem befreunden. Sinnged. 74.

Frevelich. So macht Logau dieses Wort; so muß es gemacht werden: und das jetzt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bei unseren alten Schriftstellern alles, was in der Hitze einer gewaltsamen Leidenschaft gesagt oder gethan wird. Sinnged. 1715.

Gewalt ist wie ein Kind: wo nicht Verstand sie leitet,
So stürzet sie sich selbst, weil sie zu frevlich schreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetisches Wort, für: die Bahn der Frevler. Sinnged. 761.

Will nicht wider Recht und Zucht treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 52. und öfter.

Frosch, der; heißt bei den deutschen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geschwulst, die, öfter bei Kindern, als bei Erwachsenen, unter dem vordersten Theile der Zunge, bei den Froschadern entsteht. Lateinisch ranula. Logau nennt sie daher in der Überschrift des 74sten Sinngedichts unsers eilften Buches, eine Kinderkrankheit.

Udus wird gewiß den Frosch unter seiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas nassem laben.

Führen, eine Person; eine Person spielen. (IX, 75.)

Die Person, die ich jetzt führe auf dem Schauplatz dieser Welt rc.

Fürlieb. (VIII, 17.) So sagt Logau allezeit, wofür wir jetzt fast durchgehends vorlieb sagen, wider unsere eigene angenommene Regel: daß nämlich für allemal pro bedeuten solle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

Wer zum Tischtrunk Fischtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus. (I, 9.)

G.

Gach, praeceps, properus. Auch dieses den alten schwäbischen Dichtern sehr übliche, und uns

nur noch in dem zusammengesetzten Jachzorn überbliebene Wort, kommt zweimal bei unserm Logau vor. Zweite Zugabe 90.

Die Magd, die stieg aufs Heu, der Knecht, der stieg ihr nach;
Sie ward gar sehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart ist hier alt, und eben dieselbe, wie sie bei dem von Riedenburg (Fab. 69.) vorkommt, wo es von dem tückischen Hunde heißt:

„Wenne er gebeis, so wart im gach
„Ze flucht.
„*Praeceps se in fugam dabas.*

In der zweiten Stelle des Logau bekommt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtsamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden ist. Erste Zugabe 165.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr, thun Kindern alles nach,
Die, wenn sie etwas neues sehn, thun töblich, dumm und gach.

Gaden, der; heißt bei unserm Dichter so viel, als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. Erste Zugabe 168.

Diese Waar ist nicht die beste, die im Gaden vorne leit ꝛc.

Ältere und andere, doch in der Hauptsache übereinkommende Bedeutungen findet man bei dem Schilter, Wachter ꝛc.

Gebette, das; Brautgebette. Sinnged. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette oder Unterbette seyn; ein Gebette aber bedeutet alle diese einzelnen Stücke, die ein vollständiges Bette ausmachen, zusammengenommen.

Gebruch, Mangel; von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinnged. 2141.

Cominäus ist, ihr Fürsten, euer Katechismusbuch:
An dem Grunde wohl zu herrschen, ist bei ihm fast kein Gebruch.

Gedenkkunst, die; so nennt Logau die Kunst, das Gedächtniß zu stärken, und ihm durch natürliche oder künstliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und Andere geschrieben. Sinnged. 2717.

Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beiwort gediegen behalten haben. Sinnged. 1678.

Geld-, Lust- und Ehrengeiz macht, daß die ganze Welt
So arm ist am Gedieg, und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieses Wort auch so viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter, und führt unter andern einen alten Kirchengesang an, wo es in dieser Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es: (Fab. 32.)

„Guot gedinge sullen haben
„Jung, alt — — —
„Guot gedinge machet das,
„Das der geniset der siech was.

In folgender Stelle unsers Dichters scheint diese Bedeutung gleichfalls Statt finden zu können. Sinnged. 1103.

Ach es wolle diesem Ringe
Seyn verpflichtet das Gedinge,
Daß er steh zu sicherm Pfande
Eurem Glück und Segensstande.

Doch wollen wir nicht läugnen, daß der weitläuftige sensus forensis dieses Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten könnte; es kann hier nämlich so viel heißen, als: das Gelübde.

Gehöne, das; so viel als Gespötte. Erste Zugabe 51.

An der hohen Häupter Seite stehen graue Häupter schön:
Dennoch sind jetzt hohen Häuptern graue Häupter ein Gehön.

Gelosen; so viel, als: los werden. Sinnged. 1237. und anderwärts.

Man fleißt sich jetzt, den Bart vom Maule zu gelosen ꝛc.

Gemahlinn, die. Dieses Wort war schon zu unsers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals schon maaßten es sich geringere Leute an. Sinnged. 2442.

Vitus nennt sein Weib Gemahlinn. Billig! weil sie sich so malt,
Daß um Weißes und um Rothes jährlich sie viel Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich, als ein Nebenwort, für meistentheils, insgemein, kommt sehr oft vor; als Sinnged. 1154.

Was Pelops, Attalus und Krösus schwangre Kasten
Von Gelde, Gold und Gut vor Zeiten in sich faßten,
Nützt nur so viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
Den Leib gemein an Baum, die Seel an Nagel henkt.

Und Sinnged. 1136.

Buhler sind gemeinlich Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmal, Merkzeichen. (X, 25.)

Daß der Sinn es redlich meine, haben wir nur Ein Gemerke ꝛc.

Genoß, der; socius. (I, 32.)

Krieg und Hunger, Kriegs-Genoß ꝛc.

Gerne. Durch Vorsetzung dieses Nebenworts macht Logau ein zusammengesetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtlose Bestreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken, z. E. a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf diese Weise sagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich ist, Anhang 212.

Bardus strebt nach großem Namen, er von allen Gaben bloß:
Dieses kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße Gernegroß.

sondern er sagt auch ein Gerneklug, Sinnged. 257, wo von der thörichten Prahlerei, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu mengen, die Rede ist.

— — — das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Jetzt dieses Prahlewort, jetzt jenes raus gebiert.

Gieben; so viel, als das gemeine giebsen, oder das plattdeutsche gappen. Erste Zugabe 201.

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tscherning sagt dafür geufzen. Siehe dessen Frühling deutscher Gedichte, S. 8.

„— — das herzenswehe Seufzen
„Macht mich so laß und matt, daß ich auch kaum kann geufzen.

Gnadselig; ein gnadseliger Diener ist unserm Dichter der, den der Herr mit seinem ganzen Vertrauen begnadigt hat. (II, 11.)

Graskrone. Dieses Wort ist die Überschrift des 80sten Sinngedichts im IX. Buche, und fängt an:

Der sein Vaterland errettet, diesen krönte Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß sich hier geirrt haben. Wir wenigstens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom diese oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von diesem erretteten Bürger geschenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, sondern von Eichenlaube.*) Morhof übersetzt (Gedichte S. 399.) diese coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Grau, der; der Ekel. (II, 84.)

Greiner. Greinen heißt so viel, als winseln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieses oft und ohne Ursache thut, ein Greiner. Sinng. 1622.

Vor Zeiten stunden Junge den Alten höflich auf;
Jetzt heißt es: Junger sitze, und alter Greiner lauf!

Greis, als ein Beiwort, für grau. Sinng. 785.

Ein Künstler, glaub' ich, ist, der Schwarzes färbe weiß:
Das Alter kann die Kunst, färbt schwarze Haare greis.

---

*) Hier ist dem gelehrten Verfasser einmal ein antiquarischer Umstand entgangen, der fast in jedem Compendium der Römischen Alterthümer angeführt wird. Logau dachte an die coronam obsidionalem. Die Hauptstelle von dieser steht in *Plin.* Nat. Hist. XXXII, 3. 4.

Großmuth, der, sagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinnged. 1171.

Grün; für frisch, gesund. Sinnged. 2784.

Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die farben wohl zusammen,
Sie sind geschickt im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Gumpen; muthwillig springen, hüpfen, tanzen. Sinnged. 453.

Ein Kalb scherzt, gumpt und springt 2c.

Wachter führt bei diesem Worte weiter nichts an, als das griechische *χομπειν*, strepitum edere *jactu pedum* (von welcher Bedeutung, nämlich in Ansehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann schuldig geblieben ist), und setzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es ist zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italienische gamba und gambata, welches man von dem lateinischen gamba, und dieses von dem griechischen *καμπη* herleitet, beigefallen. Auch die Franzosen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit diesem gumpen sehr viele Ähnlichkeit hat.

Gunst; den ungewöhnlichen Pluralis von diesem Hauptworte hat Logau in der Überschrift: der Weg zu Gunsten. (III, 55.)

Güteln; dieses Zeitwort kommt im VIII. Buche im 66sten Sinngedichte vor.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen,
poltern, donnern, krachen?
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gü-
teln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, so scheint güteln von gut, oder vielmehr von Güte entstanden zu seyn. Frisch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken herleitet, und durch aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam expectantium, erklärt.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrei machen. Sinnged. 179.

Die neue Welt ist fromm, und frömmer als die
alte.
Sie darf nur acht Gebot, die sie im Leben halte;
Denn Ehbruch, Diebstahl bleibt; man hahnet
nur die Leute
Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art,
zur Beute.

Dieses Zeitwort würde man mit gutem Grunde Frischen entgegenstellen können, welcher Hahnrei für kein Compositum will gelten lassen, sondern es von dem italienischen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinnged. 1257, wo der Dichter von den Wangen schöner Mädchen ungemein anakreontisch sagt:

— — — hier ist das flache Rund
Drum Zephyrus spielt her, darauf Cupido stund,
Und sich um einen Weg für seinen Pfeil umsahe,
Und dachte, wie ein Wild für seine Küch er fahe
Mit seinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
Mit Rosen wohl verhägt, wenn er die Jagd bestallt.

Hauptgut sagt unser Dichter sehr oft, und sehr wohl, anstatt des undeutschen Capital; als Sinnged. 1326.

Noch Hauptgut, noch die Zinsen darf jetzt ein Schuldner gelten.

Tscherning (Frühl. S. 69.) sagt Hauptgeld:

„Das Hauptgeld bleibet stehn, ihr streicht die Zinsen ein.

Hausinnen, die; so nennt man in Schlesien Miethsleute von der niedrigern Gattung. Sinnged. 952.

Wenn, Jungfern, eure Flöh', die ihr habt zu Hausinnen,
Was sie gehört, gesehn, vermelden sollten können,
Wie mancher fragte sie, der Lust zu freien hat,
Eh als den besten Freund, um einen treuen Rath.

Und Sinnged. 2050.

Jedermann hat zu Hausinnen ꝛc.

Hebelbaum sagt Logau, wofür wir jetzt Hebebaum sagen. Sinnged. 2795.

Runcus ist gewaltig stark, gäbe Bauern großen
Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das
größte Klutz.

Hergesippt, für entsprossen, erzeugt. Sinnged. 2379.

Fürstinn von den Obotriten, einer deutschen Heldenart
Hergesippt ꝛc.

Deßgleichen hat er auch zugesippt, für verwandt. (IX, 10.)

Herzlich, welches jetzt nur so viel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen, nach der Analogie des Wortes mündlich.

Herzlich hassen, mündlich lieben.

Hinsichern, sich. (III, 11.)

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert
in das Grab.

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der jetzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu seyn. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel, und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzen=

der sie sind. Ein Poet muß sehr arm seyn, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; so wie man das Gegentheil niederträchtig nennt. Sinnged. 117.

Wer will Pertunda stolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beim ersten Anblicke könnte man es für hochschwanger nehmen; und es kann leicht seyn, daß unser Dichter, der gar kein Feind von Wortspielen ist, auf diesen Nebenbegriff mit gezielt hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er müß sie recht nicht kennen.
Heißt dieses denn wohl stolz? Sie bleibet unten an,
Und duldet über ihr so leichtlich jedermann.

Übrigens kann dieses hochträchtig, in so fern es der Gegensatz von niederträchtig ist, einen analogischen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß solches nämlich nicht von Hof-Art, sondern von hoch Fahrt gemacht und zusammengezogen sey. Auch scheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt schreibt, Sinnged. 1354, auf diese Etymologie zu zielen, welche dadurch außer allem Zweifel gesetzt ist, daß wir in unseren ältesten Dichtern überall Hochfahrt lesen.

Höchlich, für hoch. Sinnged. 2269.

Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern ist noch im Gebrauche.

Honigthum; „der Liebe Honigthum" ist die Überschrift des 1174sten Sinngedichts, welches wir unter Kosen anführen werden, und ein Wort, welches unser Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Ähnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u. a. m.

Husche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunstwörter, und dieses ist eins davon. Sinnged. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man, werd ans Holz noch kleben,
Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm wird doch die Husche geben.

Unsere Wörterbücher erklären Husche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anderes, und zwar so etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geschieht, giebt der Augenschein. Denn warum dürfte Calvus sonst besorgt seyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Husche geben werde? Man sagt noch in der Sprache des Volks: sich huschen, einander bei den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieser Sprache das Wort husch als eine Interjection der Geschwindigkeit: husch! da war er weg. An dieser Stelle bedeutet Husche also den letzten Stoß, den der Übelthäter bekommt, und wobei ihn der Henker vielleicht beim Schopfe ergreift. Der Begriff der Geschwindigkeit, welchen das Zwischenwort husch hat, macht,

daß eine Husche auch in verschiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieser letzten Bedeutung beiläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieser possierliche Schriftsteller braucht in seinem Gargantua zu verschiedenen Malen das Wort Housée. Er sagt z. E. tumbant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée sey so viel, als horée, und dieses so viel, als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Diese Erklärung ist offenbar gezwungen, und sie würden sie schwerlich gewagt haben, wenn ihnen unser deutsches Husche bekannt gewesen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutsch verstanden habe, und in seinen Schriften hin und wieder deutsche Wörter affektire, ist eine bekannte Sache.

J.

Ihrzen; mit einem in der zweiten Person des Pluralis reden. Es ist dieses die Überschrift des 196sten Sinngedichts im Anhange, worin unser Dichter diese unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, seinen Nachkommen, sagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

Ists deutscher Art gemäß mit Worten so zu spielen?
Wir heißen Einen Ihr, und reden wie mit Vielen.

Ein Glück für unsere Poesie, daß sie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen sagt, sagt man auch duzen, erzen, siezen rc.

Inner sagt Logau öfters für in, innerhalb. (VIII, 98.) Er hat sein Grab inner einem frommen Raben. (VI, 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Deßgleichen (V, 11.) inner dem Magen.

Inselt schreibt Logau, der Aussprache seines Landes gemäß, wofür wir jetzt Inschlitt und Unschlitt schreiben. Sinnged. 1338.

K.

Kat, für Koth. Sinnged. 2723.

Die Lieb ist wie der Schwalbenkat,
Verblendet, wen sie troffen hat.

Kerb, der, für das Kerbholz (XIII, 11.); der drüber seinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, so viel als zanken, keifen. Sinnged. 1534.

Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße;
Kiefel und beiße.

Von dem alten Kieb, ira, jurgium.

Kieslingstein, für Kieselstein. Sinnged. 1003.

Kindeln, sich wie ein Kind aufführen. Sinnged. 1082.

— — Verdruß zu mindern
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kindelei für Kinderei, Tändelei, kommt bei unserm Dichter vor, Sinnged. 1150.

Was in meiner Jugend Mayen
Von der Venus Kindeleyen
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: sich kindisch aufführen, sondern: Kinder zur Welt bringen. (IX, 102.)

An manchen Orten ists so Brauch, die Weiber müssen jährlich kindern.

So sagt auch Tscherning entkindert, für: der Kinder beraubt. (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieses, Herr, zu Herzen
„Daß ihr entkindert seyd?
„Ihr seyd auch frei von Schmerzen:
„Wo Kinder sind, ist Leid.

Klapf, der; von klopfen, so viel als Schlag; wie denn auch die Alten Donnerklapf für Donnerschlag sagten. Sinnged. 808.

— — so wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel seyn.

Knebelhaut. Logau sagt: (Sinnged. 2024.)

Veit trägt eine Flegelklapp über einer Knebelhaut ꝛc.

um zu sagen, daß Veit der unhöflichste und ungeschliffenste Mensch von der Welt sey. Knebel und Flegel ist hier eins; beides bedeutet einen bäurischen Menschen: appellamus, sagt der Spate, hominem agrestem einen Knebel. Knebel aber ist so viel als Knüppel: auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts Besseres. Mit dieser Bedeutung stimmen die übrigen Wörter dieser Art sehr natürlich zusammen, als: die Knebel der Finger, Einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebel-

spieß; daß man also Unrecht thun würde, wenn man solche von Knabe herleiten und mit einem ä schreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterey, sagt Logau, und will damit nicht sowohl die Knechtschaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das sich für keinen freien Mann, sondern für einen Sklaven schickt. Sinnged. 883.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey.

Kosen. Sinnged. 1174.

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen,
Gedanken sind Honig zum Schmeicheln und Kosen.

Dieses Zeitwort, welches so viel als reden, schwatzen bedeutet, ist ziemlich rar geworden. Der Übersetzer des Don Quixotte hat es sehr wohl gekannt, und ihm im zweiten Theile der Geschichte dieses Ritters S. 459. eine sehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho sagt daselbst von den so genannten sieben Ziegen am Himmel: Ich kosete mit diesen Ziegen drei bis vier Stunden. Das zusammengesetzte Zeitwort liebkosen wird noch überall gebraucht. Bei diesem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekosen schreibt. Sinnged. 726.

Kuchel, für Küche, hin und wieder, als Sinnged. 403.

Die edle Poesie ermuntert Sinn und Geist,
Daß er greift an mit Lust, was schwer und wichtig heißt.
Ob nöthig ist das Brodt, so läßt man gleichwohl gelten
Die weitgereiste Würz, und sonsten was da selten
In unsre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Lust,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine Kost.

Kuchel ist eigentlich österreichisch, und nicht schlesisch; man sagte es aber zu Logau's Zeiten in Schlesien, um mit der Hofsprache zu reden.

Kürmeln, kommt bei unserm Dichter sowohl, als bei anderen vor, und bedeutet so viel, als: lallen, schmeichelnd stammeln. Unsere Wörterbücher haben dieses Wort gar nicht, und von seiner Ableitung ist nichts Zuverlässiges zu sagen. Sinnged. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmal hinter uns, daß wir gewesen sind.
Gut! Gut! Was kann uns sonst aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen
An unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater nennt,
Und macht, daß man in ihm sich wie im Spiegel kennt.

Imgleichen: Sinnged. 908.

— — vom süßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —

Eben so spricht Opitz von einem neugebornen Kinde:
„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verse seyn.
Lohenstein braucht es sogar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius ersten Theils, zweites Buch, S. 84.)

L.

Längen, für: in die Länge dauern. Sinng. 2756.
Erdenbau kann übel längen,
Drein sich Wind und Wasser mengen.
Hievon kommt das alte Beiwort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius persianischem Baumgarten finden: „Die ausgelängte Nacht laufen sie, und sprechen früh Morgens ꝛc.

Lappe, ein, heißt ein feiger, weibischer, nichtswürdiger Mensch, wie das Beiwort läppisch, welches von diesem Hauptworte abstammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibischer und nichtswürdiger gehalten, als ein Verschnittener? Für diesen braucht es Logau, Sinnged. 2499.
Sonst möcht es seyn vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum Lappen mache.
Das Wort Laffe, welches noch gebräuchlich ist, bedeutet gleichfalls einen läppischen, einen kindischen Kerl. Da ferner Lappen und Lumpen einerlei sind, so heißen, im verblümten Verstande, nichtswürdige Leute auch Lumpen, Lumpengesinde, Lumpenhunde.

Latz, schwäbisch Latz, der. Man wird das 227ste Sinngedicht des Anhangs nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert, daß ein schwäbischer Latz so viel ist, als ein Hosenlatz.

Lauer, der, kommt von dem lateinischen lora her, welches den sauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülsen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegossenes Wasser gemacht wird. (X, 9.)

Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne guten Wein;
Und schenkt ihnen sauern Lauer, wenn sie schon bethört sind, ein.

In einem andern Verstande bedeutet ein Lauer einen Schelm. Sinnged. 497.

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwischen Arm und zwischen Reich,
Zwischen Fürst und zwischen Bauer,
Zwischen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen diesen Lauer mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn also auch zur Noth von dem schlechten Weine, Lauer, herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Ursprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimischen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer so viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückischer Dieb. Man sehe auch das 114te Sinngedicht des X. Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetisches, von unserm Logau zum Scherz gemachtes Wort, unge-

fähr wie des La Fontaine soeurs filandières. Sinnged. 2448.

Waren alle drey nicht Gräen, waren sie nicht Gorgoninnen,
Waren sie nicht alle dreye Lebensfadenreißerinnen,
War es doch zum mindsten Eine.

Lieb, das, für: die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige jetzt Liebchen sagen; ist bei allen Zeitverwandten unsers Dichters im Gebrauche. Sinnged. 2637.

Paulus ist ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,
Wenn er sein geliebtes Lieb fest umarmt beschlossen hält.

So sagt auch Flemming:

„Mein Lieb gedenket weg; was wünsch' ich ihr für Glücke?

Eben so sagten auch unsere Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got musse mich an dir rechen.
d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müsse mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unser Dichter sagt von der Zeit des Frühlings: (VI, 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt 2c.

Lieben, einem. Es liebt mir, sagt Logau,

anstatt: es gefällt mir. (XIII, 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz sagt:

„— — sehr schöne Schrift auf Steinen,
„Die mir so sehr geliebt.

Und an einem andern Orte:

„Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht, ist eine scherzhafte Benennung unseres Dichters, worunter er eben das versteht, was unser heutiger witziger Pöbel mit einem weit hergesuchten Wortspiele das Jus canonicum nennt. Sinnged. 2515.

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird, ist Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männisch, für männlich. Anh. 166.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr ꝛc.

Magd und Knabe in der edlen Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinnged. 568. Über ein Brautbette.

In die Lust liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieser Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen, oder Mädchen, kommt bei unserm Logau in der edlen, anakreontischen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter so angenehm und geläufig gemacht hat. (VI, 22. 24.)

Manne, die, als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern sind Gebrechen
Sonsten nicht zu rechen,
Außer wenn sie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir also jetzt sagen, z. E. zehntausend Mann, so ist vielleicht dieses Mann nicht sowohl der Singularis, als vielmehr dieser alte Pluralis, und es sollte eigentlich zehntausend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu gesetzt, z. E. (I, 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht jetzt vierzigtausend
Mann.

Doch auf diese Einwendung würde sich auch antworten lassen.

Maultasche. Sinnged. 1097.

Eine Maultasch ist ein Ding, zwar nicht schädlich an dem Leben,
Außer, daß sie dem Gehör Abbruch will und Nachtheil geben.

Maultasche ist das, was man sonst Maulschelle, Ohrfeige nennt. In einigen Provinzen spricht man Maultatsche; aus diesem Tatsche hat man,

vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Tasche gemacht, da es doch, allem Ansehn nach, so viel als Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Tasche, Beutel, herkommen: so müßte man sagen, eine Maultasche sey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Tasche herunterhinge. Frisch führt bei diesem Worte eine Prinzessinn aus Tyrol an, die wegen ihrer heruntergehenden Lippen die Maultasche genannt worden ist.

Marzipan. Logau leitet dieses fremde Wort von Mars (tis) und panis her; ohne Zweifel, weil ihm diese Ableitung zu einem epigrammatischen Spiele den Stoff geben zu können schien. Sinnged. 1645.

Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So essens nur die Großen;
Der arme Knecht der mag sich nur am Pompernickel stoßen.

Die wahre Ableitung aber ist von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrte Martios panes daraus gemacht haben, so haben sie doch nur geglaubt, daß sie von ihrem ersten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars so genannt worden.

Meinen; lieben, wohlwollen. 3. C. (I, 35.)

Die nicht die sind, die sie scheinen,
Sondern unser Gut gut meinen.

Imgleichen (XIII, 4.)

— — Wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meint rc.

Dieses meinen kommt von dem alten Worte min-

nen, lieben, her; man sollte es also mit einem i schreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterschiede mit einem y schreiben wollte.

Mensch. Wenn man dieses Wort in ein Neutrum verwandelt, so bedeutet es eine Weibsperson, jetzt zwar eine von der niedrigsten und schlechtesten Gattung, bei unseren alten und guten Schriftstellern aber ganz und gar nicht. Unser Logau sagt: (XIII, 11.)

Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftband
Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstrecket.

So sagt auch Flemming an einem Orte:

„Sie, das geliebte Mensch, wird selbst aus ihr entrückt.

Eben so haben die Engländer das Wort *Wench* jetzt in Verachtung gerathen lassen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem besten Verstande gebraucht ward. Shakespeare z. E. läßt den Othello seine Desdemona in dem zärtlichsten Affekte excellent Wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabei: The word *Wench* heretofore signified a young Woman, often an amiable Woman, so that some have thought it a corruption only from the word *Venus*. Allein *Wench* und Mensch sind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß sie nicht einerlei Ursprung haben

sollten. Das Diminutivum Menschlein braucht unser Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (XI, 85.)

Canus hat ein junges Menschlein voller Gluth und
Geist genommen 2c.

Menschenthum, das, für: das menschliche Geschlecht. (XIII, 8.)

Würdig bist du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menschenthum.

Milz. Logau sagt der Milz. (VIII, 8.)

Mißbehagen, ist der Gegensatz von wohlbehagen.

Mißschwören, für: falsch schwören, ist die Überschrift des 803ten Sinngedichts.

Mördlich, so wie von Wort, wörtlich. Sinnged. 852.

Es trachten ihrer viel uns mördlich umzubringen.

Jetzt sagen wir mörderisch, nicht von Mord, sondern von Mörder; so wie wir kriegerisch, verrätherisch, räuberisch, ehebrecherisch 2c. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, sondern von den Hauptwörtern der zweiten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondensohn, so nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menschen. (XIII, 12.)

Mußtheil, das, von Muhs, Gemüse. Es heißt im juristischen Verstande die Hälfte des Vorraths an Speisen (cibariis domesticis), der bei Lebzeiten des Mannes vorhanden gewesen, und am

dreißigsten Tage, zu welcher Zeit man jetzt gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden ist. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe, und die andere den Erben. Logau spielt mit diesem Worte, indem er es gleichsam von müssen herleitet, und Sinnged. 416. sagt:

Das Mußtheil heißt man dies, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Rittersart muß theilen mit den Erben.
Ein Mußtheil machet draus, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räubrischer Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau sagt beides. Sinnged. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nackend ist getauft.

Nächst. Logau macht aus diesem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anstatt jüngst, vor einiger Zeit. Sinnged. 1038.

Nächst sagt ein alter Greis ꝛc.

Imgleichen (X, 53.)

Mein Gut besucht ich nächst ꝛc.

Narren, für: sich närrisch betragen. Sinnged. 2562.

Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt sehr narrt.

Den Narren stechen, heißt (Sinnged. 1498.) verspotten, mit spöttischer Miene verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, noch, sagt unser Dichter (I, 1. II, 12.) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel: (II, 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

(I, 33.)

Gleichwohl aber hat er sich noch mit Wort noch
That gerochen.

Sinnged. 1404.

Alte Jungfern sind ein Stock da noch Wachs
noch Honig innen.

Nöthen, von Noth, wie von Tod tödten; so viel, als: quälen, plagen. (V, 76.)

Der ärgste Tod ist der, der gar zu langsam tödtet;
Die ärgste Noth ist die, die gar zu langsam
nöthet.

An einem andern Orte (Sinnged. 2513.) scheint dieses nöthen so viel, als: nöthigen, hinwegnöthigen, zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.

Nuseln, oder nuscheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Nase reden bedeutet. Logau sagt (Sinnged. 1170.) von dem kindischen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindisch alter Greis,
Beißig, garstig, satsam wird, bloß auch nur zu nuseln weiß.

Omnia trepide gelideque ministrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieses Bindewort in das gemeine jambische Sylbenmaaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthigt, ihm, wenn es in einer Frage vorkommt, die Partikel wie vorzusetzen. Logau aber sagt anstatt dieses wie oder, sonst oder. (X, 28.)

Ortgedächtniß, nennt Logau nicht übel dasjenige künstliche Gedächtniß, welches sich durch gewisse topische Fächer zu helfen sucht; und weil von dergleichen Fächern bei den Lehrern dieser Kunst keine geringe Anzahl vorkommt, so ist unsers Dichters nachfolgende Anmerkung sehr richtig. Sinnged. 1729.

Wer Gedächtnißkunst denket zu studieren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateinischen partes. Nach der einfachen Zahl kommt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII, 74.)

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philosophey. Durch diese Endung ey glaubte man vor diesem den griechischen Wörtern das Recht der deutschen Bürgerschaft zu geben, weil ungleich mehr deutsche Hauptwörter sich auf ey, als auf ie enden. Die neuere Endung ie ist aus der französischen Endung solcher Wörter entstanden. Phantasey, Melodey ist daher richtiger und besser, als Phantasie, Melodie. Nur bei Philosophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzu ungewöhnlich vorkommen. Logau sagt Philosophey in folgender Stelle, wo er seine Liebe zur Poesie rechtfertigt. Sinnged. 403.

— — Man lasse mir die Lust,
Die, wo sie wenig bringt, noch weniger doch kost.
Sie wird mir nützer seyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunst der Üppigkeiten wallen;
Als eingeschrieben seyn in freveln Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund;

Als daß mein Sinn im Wein, und Wein schwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der schlecht ist, ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundsphilosophey,
Und treib als eine Kunst ein bäurisch Feldgeschrey.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinnged. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs ist die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet so viel, als: im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinnged. 777. und öfter.

Pompernickel; so schreibt unser Logau dieses streitige Wort. Sinnged. 1645.

Pompsack; der Spate erklärt dieses Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodischen Staatsrock; und alsdann im figürlichen Verstande, einen, der in einem solchen Rocke auf eine tölpische Weise prangt. Pomphosen ist das ähnliche Compositum. Anh. 120.

Der Pompsack konnte nimmer nie sich schicken in die Mode.

Por; dieses Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwisch, empor haben, kommt bei unserm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet so viel, als die Höhe. Zweite Zugabe 47.

Wer bei Hof am mindsten wäget
Steigt am meisten in die Por,
Dem wird Gnade beigeleget,
Der sonst leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, so viel, als prangen, prächtig seyn. Sinnged. 2090.

— — Stärk und Muth ist auch ein Ding,
Das, wie sehr es vor geprachtet, endlich doch auf Krücken ging.

Pursch, die. Dieses alte Wort kommt in seiner ältesten Bedeutung bei unserm Dichter vor. Sinnged. 1646.

Wer Durst und Hunger hat, pflegt viel nicht zu verzehren;
Denn diese beide Pursch ist gerne nur im Leeren.

D. i. dieses Paar. Die alten Wörterbücher übersetzen es contubernium, manipulus.

Purschen; ist das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet: sich gesellen, in Gesellschaft stehen, wandern ꝛc. Sinnged. 687.

Wie das Kind im sanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Pursche sonst mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde seyn begraben,
Werd ich bessers Glücke haben.

D. i. ich geselle mich übrigens der Redlichkeit zu. Imgleichen (XIII, 12.)

Ich lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die Purschen weit und breit erforschen dies und das,
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras rc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide streichen in Gesellschaft herum.

R.

Raitung, die, heißt so viel, als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Überschrift: Raitungen.

Die Einnahm ist das Weib; die Ausgab ist der Mann;
Wenn beide treffen ein, ist Rechnung bald gethan:
Wiewohl es besser ist, es sey ein Überschuß;
Nur daß kein Rest verbleibt, denn dieser giebt Verdruß.

Auch Tscherning sagt:

„Weil daß der höchste Vogt wird Rechenschaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung soll gewähren.

Ramme, die, heißt die Maschine, Pfähle in die Erde zu treiben; ist besser als Rammel. Sinnged. 2784.

Sie sind geschickt, im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranstadt. Sinnged. 2063.

Eine Ranstadt ist die Welt, drinnen fast ein
jedes Haus
Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget
einen Claus.

Claus war der bekannte Hofnarr bei Friedrich dem Dritten, Churfürsten von Sachsen. Er war aus Ranstett, oder Markranstett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranstadt zugleich auf das alte Wort ranten, oder ranzen; englisch to rant.

Recken, einen; einen auf die Folter spannen; daher das niedrige Wort Racker. Englisch to racke. Sinnged. 460.

Man recket sonst den Dieb, der andern wollte
stehlen 2c.

Reichen, für: herkommen, entspringen. Sinnged. 13.

Kinder werden dannen reichen 2c.

Jetzt brauchen wir dieses Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau sagt das Reichthum, so wie das Eigenthum, das Fürstenthum 2c. Auch Opitz sagt so. Unter unseren neueren Schriftstellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don Quixotte, 2. Theil XX. Cap.)

Reisemann, für Wandersmann. (XI, 97.)

Reisig, für: reitermäßig, wie ein Ritter. Sinnged. 2758.

Denn ich kann nicht reisig kommen auf dem blanken Dichterpferde;
Sicht die hat mich ausgestiefelt, daß ich jetzo spornlos werde.

Röthen, für: roth machen. (XIII, 10.)

Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenasche blasset.

Rüger, delator. Sinnged. 911.

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger 2c.

Rund, 1. für bestimmt, ohne Umschweif, ohne Zurückhaltung. Sinnged. 966.

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frey 2c.

(X, 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären 2c.

2. für schlüpfrig, wankelmüthig. Sinnged. 17.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn seine Tück' und Neid
Hat keinen andern Feind, als Lieb und Einigkeit.

Deßgleichen Sinnged. 523.

Ich bin von Herzen Feind den runden Samarittern,
Die jetzund warm, jetzt kalt 2c.

Und Zweite Zugabe. Sinnged. 212.

Gut Gewissen wanket nie,
Beuget auch kein knechtisch Knie
Vor der runden Menschengunst.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinnged. 57.

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben ꝛc.

S.

Sachen, die; menstruum, menses. In dieser Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153sten Sinngedichts.

Wer jetzund berathen will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; so schreibt Logau, was wir jetzt Sarg schreiben. Sinnged. 368.

Besser ists in Sark begraben,
Als den Bauch zum Fasse haben ꝛc.

Tscherning schreibt es Sarch. (Frühl. S. 41.) Die Logauische Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu statten kommen, wenn diese nur nicht sonst allzu ungewiß wäre. Er meint nämlich, Sarg sey das verkürzte Σαρκοφαγος; und diesemnach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müssen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewiesen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Wasserbehältniß, einen Trog,

ein Behältniß für Götzenbilder, oder Heilige ꝛc. bedeute. In dieser letzten Bedeutung, die sonst durch Schrein ausgedrückt wird, kommt es unter andern in dem Heldenbuche vor. (Blatt 22.)

„Mein Göttern iren Sark.

Man wird daher weit richtiger in diesem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Prosthesis des S annehmen, und es solchergestalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches man nicht nöthig hat, von arca oder ἀρκεω herzuleiten.

Satsam; verdrießlich, aller Dinge satt. Sinnged. 1170.

— — wie ein kindisch alter Greis
Beißig, garstig, satsam wird — —

Saumsal; so überschreibt Logau ein Sinngedicht (II, 14.), worin er von einem Menschen redet,

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht sowohl die saumselige, die zaudernde Person, als vielmehr das Zaudern selbst, die Zauderhaftigkeit bedeuten, so wie Trübsal, Irrsal, nicht die Person, sondern die Sache bedeutet.

Schaffen; so viel, als: befehlen, gebieten. Sinnged. 405.

Weil Recht ein Knecht jetzt ist, dem Frevel hat
zu schaffen ꝛc.

Deßgleichen Sinnged. 1395.

Diener, denen Fürsten schaffen ꝛc.

In der vergangenen Zeit heißt es geschafft. Sinnged. 959.

Den Lastern ist geschafft, zu halten Feyertag.

Da hingegen geschaffen, creatus heißt.

Schanze, in der Bedeutung des holländischen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unser Dichter sagt: (XI, 39.)

Aufzubringen erste Schanze ꝛc.

für: das erste Kapital, einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuschanzen, in die Schanze schlagen oder geben (II, 19.), auf seine Schanze achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus diesem alten Schanze zu erklären sind, und mit den Schanzen der Kriegs-Baukunst nichts, als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (XI, 49.)

Der Ehre scheinlich Gift.

Er sagt auch Scheinlichkeit, in eben diesem Verstande. Sinnged. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinnged. 101.

Wahrheit steckt in dir, o Wein!
Wie will der denn scheltbar seyn,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beim Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, sagt Logau, Sinnged. 2501, mit einer leichtfertigen Zweideutigkeit, anstatt: ihr eine Grobheit erweisen. Eine ähnliche Redensart, einem in den Schild reden, erklärt Frisch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz, kommt hin und wieder vor. Z. E. (VII, 19. IX, 29.)

Schimpf aber ist nicht Ernst 2c.
Mancher wird in Schimpf und Scherz 2c.

Schlägefaul; so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinnged. 91.

Unsre Welt ist schlägefaul;
Setzt sich, wie ein stätig Gaul.

Schlaffen, für: schlaff seyn. Sinnged. 403.

Weil Recht ein Knecht jetzt ist, dem Frevel hat zu schaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frey verhenkt zu schlaffen 2c.

Schlechtlich, für schlecht. Zweite Zugabe 102.

So hat sein Ansehn er nicht schlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en ist die Füllpartikel der alten Sprache.

Schmätzrichen und Schmatzer. Beides sagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinnged. 685. und 2460.

Schmeißen, für Schmeißfliegen. Erste Zugabe 137.

Lara hat ein schönes Fleisch, eines von dem weißen;
Doch man saget, daß ihr drauf ofte sitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, so viel, als schnipsen, von Schnall, ein Schnipchen. Sinnged. 966.

Der Donner Sinai wird kaum so hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerschlage
schallet,
Und ein gebrechlich Mensch mit seinen Fingern
schnallet.

Schnalzen; ist mit dem vorhergehenden schnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls: mit den Fingern, oder auch mit der Zunge, einen Laut machen. Sinnged. 1107.

Schnalzet und lecket mit lustigen Zungen.

Schnöde. Sinnged. 2570.

Weiber, die man wacker nennt, sind gemeinlich
schnöde.

Bei Luthern bedeutet das Wort schnöde allezeit so viel, als verachtet, verworfen, schändlich; z. E. ein Mensch, der ein Greuel und schnöde ist rc. (Hiob XV, 15.) Ach Herr siehe doch, wie schnöde ich worden bin. (Klagelieder I, 11.) Jetzt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unsers Dichters, scheint es nicht sowohl eine passive, als active Bedeutung zu haben, so daß ein schnöder Mensch, nicht ein Mensch heißt, der verachtet wird, sondern der Anderen verächtlich begegnet.

Schönen; 1. für schön seyn. Sinnged. 1505.

Fürstinn, euer reines Schön hat ein Fieber jetzt
verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals schö=
ner schönet.

2. für schön machen. Zweite Zugabe. Sinnged. 218.
Ein Maler ist er auch, der alle Laster schönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eins von den Wörtern, die, dem ersten Anscheine nach, einen Widerspruch in sich schließen. Das eilfte Sinngedicht des ersten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge dessen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch, diese Erbschaft selbst. Mit der Zweideutigkeit dieses Worts hat unser Dichter in dem 2474sten Sinngedichte gespielt.

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindes=
kinder:
Mancher Schooßfall, wie man sagt, fällt ihr den=
noch zu nicht minder.

Schüren; ein Kunstwort der Böttcher, wenn sie das brennende Pech in den Fässern hin und her rütteln. Sinnged. 1530.

Daß er Fasse nicht nur bindet, sondern daß er sie
auch schürt.

Schwesterschaft. (XIII, 10.)

O so denk ich auch zugleich an der Freundschaft
Schwesterschaft ꝛc.

heißt an diesem Orte so viel, als: an die bluts=ver=

wandte Freundschaft. Schwesterschaft ist ein Wort, das mit dem Worte Brüderschaft von gleichem Gepräge ist, und eben so wenig unterzugehen verdient, als dieses.

Schwindeltumm, für schwindelig. Sinnged. 2915. Könnte man nicht diese beiden Wörter so unterscheiden, daß das erste einen Menschen bedeutete, dem wirklich schwindelt, und das andere einen solchen, dem leicht schwindeln kann? Oder könnten sie nicht wenigstens die verschiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinnged. 454.

Da geht es schwitzig her ꝛc.

D. i. es kostet vielen Schweiß.

Seitab, für: bei Seite. Zweite Zugabe S. 212.

Zu Zeiten pflegt er den mit sich seitab zu ziehn,
Dem seines Meisters Ruhm in sichres Ohr er lege.

Dieses Nebenwort wäre bei den Schauspielen nicht unbequem anstatt des à part zu brauchen; besonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Also ließe sich das erste Seitab, das zweite Seitab, bei jedem Seitab, schicklicher sagen, als: das erste bei Seite ꝛc.

Selbander; so wie man auch sagt selbdritter, selbvierter ꝛc. Es ist dieses eine Art persönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unseren neueren guten Schriftstellern aber fast gar nicht üblich ist. Sind sie hierin nicht vielleicht zu ekel? Wenigstens werden sie gestehen müs-

sen, daß ihnen diese Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort ersparen könnten, wenn sie den Begriff auszudrücken haben, daß sich die Person, von welcher die Rede ist, nicht allein, sondern mit einem, zweien oder mehreren in Gesellschaft befunden. Sie können es an folgenden Beispielen unsers Dichters versuchen. Sinnged. 1372.

Vulpiana ist selbander — Was doch jetzt für Fälle sind! —
Bei zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann, der ist ein Kind.

Sinnged. 1407. Eine Braut zu ihren Gästen.

Ihr Gäst', ihr seyd mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gast, selbander will ich seyn.

Zu diesen Fürwörtern gehört auch selbselbst, und ist der Ordnung nach das erste. Es bedeutet nämlich die Person, von welcher die Rede ist, ganz allein, ohne die Gesellschaft einer andern. Sinnged. 2346.

Silberstumm; ein Scherzwort, für einen, den das Silber stumm gemacht hat, der sich bestechen lassen, zu schweigen. (XII, 12.)

Hermes ist der beste Redner weit und breit, und um und um,
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für: das Genie, die Gemüthsgaben, der Geist, der gute Kopf. So

werden diese Wörter, besonders das in der vielfachen Zahl, von unserm Dichter und von seinen Zeitverwandten gebraucht. Man sehe Exempel davon unter Degen und Erdegeist; imgleichen (VI, 24.)

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Lust
an reifen Sinnen.

(XII, 104.)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, sind sie nicht, was dort sind die
Kastalinnen?

Sitzer, der; eben derselbe Theil des Körpers, den Logau sonst Hinterstirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinnged. 1728.

Was ist ein göldner Kopf ohn' einen bleyern Sitzer?

Sinnged. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches unbereut,
Obgleich ein' alte Mutter die Hinterstirn ihm
beut.

Sinnged. 1581.

Calvus sah zum Fenster aus, Lippus hielt die
Nase für,
Denn er meinte, Calvus Kopf sey des Magens
Hinterthür.

Söder, ist der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kommt her von sieden. (II, 84.)

Geußt Söder auf, und Senf daran 2c.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man sagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau sagt es spöttisch von den

bloßen Brüsten, die er deßwegen gesönnte Brüste nennt. Erste Zugabe 168.

Sorglichkeit. Ist mehr als Sorgsamkeit, und weniger als Ängstlichkeit. (II, 47.)

Städter, für: Einwohner in den Städten; ist noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinnged. 205.

Der Krieger Art und Werk bisher war rauben, stehlen;
Der Städter Art und Werk, erkaufen und verhehlen.

Stänken, für: Gestank erregen, stänkern. Sinnged. 2763.

Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn sie an sie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas stänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache so viel, als Zänker. Sinnged. 911.

Sterben, als ein Activum, für: sterben machen, tödten; an vielen Orten, z. E. (X, 67.) Imgleichen Sinnged. 1361.

Der Tod, der alles sterbt, den sterbt ein gut Gerüchte;
Das stirbt, wenn gleich die Welt muß sterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieser Stelle sieht man zugleich, daß man das sterben, wenn es ein Activum gewesen, anders flectirt habe, als das Neutrum sterben. Jenes heißt in der zweiten und dritten Person der gegen=

wärtigen und der jüngst vergangenen Zeit, du sterbst, er sterbt, er sterbte; dieses hingegen heißt: du stirbst, er stirbt, er starb. Eben so unterscheidet unser Dichter das Zeitwort verderben. Er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward selbst zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter, z. E. das Wort schmelzen. Das Metall schmilzt, und schmolz; der Gießer schmelzt, und schmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt. (IX, 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen, ist nicht
ehrlich rc.

Man sehe auch das Wort erstecken.

Stöckelfisch, für Stockfisch. Sinnged. 96.

Ei man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bei großer Herren Tische
Sind stets Has' und Stöckelfische.

Strecken, ausdehnen. Anh. 117.

Könnte man das Leben strecken, wie man kann
das Leder dehnen rc.

Siehe erstrecken.

Stümpfen, für: stumpf machen. (XIII, 3.)

Stürzebrücke; (XI, 49.) geht besser in den Vers, und ist auch stärker, als Fallbrücke.

Suhne, die, für Versöhnung. Sinnged. 1049.

Wann Mann und Weib sich zankt, ist Suhne
recht bestellt rc.

T.

Tage- und Nacht-gleiche; so überschreibt Logau das 2248ste Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre sonst schon hinlänglich, das Äquinoctium auszudrücken.

Taugen. Unser Logau schreibt anstatt taugt, durchgängig taug. Sinnged. 2522.

> Gewohnheit ist die größte Frau, beherrschet alle Welt;
> Gar wenig gilt, gar wenig taug, was sie nicht ächte hält.

Deßgleichen Sinnged. 2542. und 2550.

> Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerinn;
> Wo man französischhöflich ist, da taug sie gar nicht hin.

Eben so schreibt Opitz, sowohl in Versen, als in Prose. Z. E.

> „— — — Hier taug kein Midas nicht,
> „Der Eselsohren hat, und Eselsurtheil spricht.

Testamenterinn, die, für: das Frauenzimmer, welches ein Testament macht. Sinnged. 720. Testirerinn, welches man gemeiniglich dafür braucht, ist nicht so deutsch.

Thurst, oder Durst, die; so viel als: Kühnheit, Muth, ein Abenteuer zu bestehen. Auch dieses alte Wort braucht unser Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutschen Helden spricht. (XIII. 10.)

Was wüßten wir von Helden
Und ihrer Thurst zu melden ꝛc.

Thurst kommt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torsten, dürfen, und hat viel Ähnlichkeit mit dem griechischen θαρσος, audacia. Man sehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg (Boner). (Fab. 67.)

„Vor im getorst kein tier gestan.

Und Fab. 70.

„Ratent und koment uiber ein,
„Wel under uns diu si allein,
„Diu das getuirre wol bestan
„Das si der katzen henken an
„Welle die schallen — —

Luther gebraucht das Wort dürstiglich (1. Mos. XXXIV, 25.) in eben diesem Verstande.

Tischen, für: zu Tische sitzen. (II, 66.)

Töblich, oder, wie es bei anderen geschrieben wird, töbelicht; von töbeln, und dieses von toben. Töbeln erklärt der Spate durch ferocculum esse, hilarem insaniam insanire etc. Die Stelle, wo töblich bei unserm Dichter vorkommt, ist unter Gach bereits angeführt.

Torkeln, für taumeln, (II, 53.) und Sinngед. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf siehet, wie beide torkeln können.

Totter schreibt Logau, wofür wir Dotter schreiben. Sinnged. 2410.

Treuen sagt Logau durchgängig für trauen, copuliren. Sinnged. 769.

Ewigkeit, die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen, für plagen. Anh. 51.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen ist eigentlich ein militairisches Wort, und bedeutet so viel, als das heutige exerciren. Daher Trillhaus, Trillmeister ꝛc.

Trompter, für Trompeter. Sinnged. 1369.

Trotzer, der; ist poetischer, als der Trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endsylbe ig besser wegläßt, wird von Pferden gesagt, als welche man tummelt. Sinnged. 826.

Ein sanftes Thier gehört auf einen engen Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Übergeben, anstatt verlassen oder aufgeben. Sinnged. 774.

Gott hat neben sich gesetzet
Auch den Nächsten: wird verletzet
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet,
Und den Nächsten übergiebet.

Überständig; wird von Früchten gesagt, die man allzulange auf dem Baume gelassen, und die endlich von selbst abfallen. Sinnged. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bild't euch ein:
Die Früchte fallen von sich selbst, die überständig seyn.

Überweiben, sich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man bestreiten kann. Bei unserm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder so viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachsen ist. Sinnged. 1893.

Rufus hat sich überweibt; hätte sollen denken dran,
Daß man mehr nicht schlachten soll, als man füglich salzen kann.

Unartig nennt Logau jedes Ding, das aus seiner Art schlägt. So ist ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinnged. 244, ein Sommer, der sehr heiße Tage und sehr kalte Nächte hat. Jetzt brauchen wir unartig nur für ungesittet, ungezogen.

Unfromm (V, 63.) sagt unserm Dichter etwas weniger, als böse; denn er setzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreyt, für: unverehelicht, unvermischt. Sinnged. 588. Unverfreyter Wein.

Den Ehstand lob' ich zwar, nicht aber lob' ich Wein,
Der da mit Wasser will zu Zeiten ehlich seyn.

Unzahl, die; so viel, als: unzählbare Menge.

Sinnged. 2754, wo der Dichter eine durchlauchtige Person anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
Zu streichen zierlich aus die Unzahl Eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel, ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweist, sondern durch den Adelbrief: ist die Überschrift des 2154sten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verschanzt, verzäunt rc. Eben so nennt er von dem angehängten Siegel oder der Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unser Logau, der von altem Adel war, spottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tscherning spottet eben so bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen, sagt unser Dichter allezeit anstatt vollbringen. Sinnged. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht singen,
Die bringens auf den Herbst dann ein:
Der muß dann alt erst rasend seyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen sind wohl unstreitig gute Wörter, und einer sehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweideutig

ist: denn es bedeutet auch das Gegentheil von zusammenbringen, nämlich verschwenden.

Verbürgen, etwas; cavere de aliqua re. Dieses gerichtliche Wort hat unser Dichter sehr wohl gebraucht. Die Poeten, sagt er (XIII, 10.), haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß sie sie nicht gewürget.

D. i. sie haben für die Sterblichkeit gut gesagt, daß diese ihnen nicht schaden solle. Weil man aber öfter etwas, das geschehen soll, als etwas, das nicht geschehen soll, verbürget, so würde man kürzer sagen können: die Dichter verbürgen den Helden die Unsterblichkeit; sie sind Bürge dafür, daß diese ihnen werden soll.

Vergehen, sich, braucht Logau in der eigentlichsten Bedeutung, für: sich verirren. (XII, 72.)

Trullus hat ein schönes Weib. Wenn sie an der Thüre steht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund sich bei ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und Gnüglichkeit (XIII, 8.) nennt Logau, was sonst auch Begnügsamkeit heißt (VI, 62. VIII, 61.); die Tugend, mit seinen Umständen zufrieden zu seyn, αὐταρκεια.

Verkünden, für: verkündigen, kund thun. (VIII, 97.)

Verlast, als das alte Präteritum von verlieren; daher auch Verlust. Sinnged. 1589.

Da sieh nun Deutschland, was der Krieg verderbt
hat und verlast,
Daß Friede dieses wiederbringt, verbessert und
verfast.

Verleiben. Sinnged. 2661.

Wiewohl sich Mann und Frau in Einen Leib
verleiben ꝛc.

Von diesem verleiben ist einverleiben gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben sagte. Man sehe des Herrn Haltaus Glossarium unter diesem Worte.

Verprachten; kommt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt so viel, als: mit Prangen durchbringen. (IV, 25.)

Morus war in hohen Ehren, wagte, was er hatt',
auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet ꝛc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert steht, muß man sich nicht irren lassen; es ist ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen (welches verprachern bedeuten müßte), giebt hier gar keinen Verstand.

Verraiten, von dem obigen raiten, heißt so viel, als: berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinnged. 2702.

Die Vormundschaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müssen sie dort oben zu seiner Zeit verraiten.

Verschildwacht. Unser Dichter sagt sehr schön von einem guten Gewissen. Zweite Zugabe 99.

Gut Gewissen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,
Ist verschildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

Verschlunden, für verschlingen; von Schlund. Sinnged. 1150.

— — doch es wird nicht funden,
Was die Wölfe vor verschlunden.

Versprechen, in der alten Bedeutung so viel, als: schelten, schmähen. Sinnged. 1846.

Wer von Fürsten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt' er sich, daß auch sein Maul Erdegötter nicht verspricht.

Verthun, so viel als: unterbringen, ausleihen, austhun. Sinnged. 412.

Was ists, worüber mehr die Jungfern so entbrennen,
Als wenn man sie pflegt alt und ungestalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit zum verthun;
Sind diese beide weg, so läßt man sie wohl ruhn.

Schön müssen sie seyn, will der Dichter sagen, wenn sie bald Männer bekommen wollen; und jung müssen sie seyn, um Mütter werden zu können.

Vertreulich, Sinnged. 798, wofür wir jetzt vertraulich oder vertraut sagen.

Vervielen, Sinnged. 618, und vielen, Sinnged. 1103, heißt so viel, als multiplicare, wofür wir jetzt vervielfältigen sagen.

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen steigen.

Wir sollten das Wort vervielen nicht untergehen lassen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen, sind drei Wörter, welche dienen, das verschiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenschaften genauer zu bestimmen. Z. E. Das Wasser vermehrt sich; alle Blumen vervielen sich; einige Blumen vervielfältigen sich.

Verweiben, sich; zum Weibe werden, weibisch werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, sich; anstatt Verzicht thun. Sinnged. 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundschaft sich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; so übersetzt Logau sehr wohl Quadraturam circuli. Sinnged. 1243.

Daß im Zirkel eine Vierung sey zu finden, ist wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Bestand, bleibt dennoch wahr.

Indessen sollte man aus diesem Sinngedichte fast schließen, daß der Dichter einen sehr schlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und

vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verstanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beschreiben kann. In diesem Argwohne wird man um so viel mehr bestärkt, wenn man findet, daß die deutschen Meßkünstler damaliger Zeit das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, sondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Vieścher's Additamento operis Coleri oeconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu ersehen.

Vor, als ein Nebenwort, anstatt vormals, zuvor, vorher (IV, 82. 104. IX, 11.) kommt häufig vor, sowohl bei unserm Dichter, als bei seinen Zeitverwandten. Auch haben es die nachfolgenden Dichter nicht ganz untergehen lassen.

W.

Wächsig, crescens. Sinnged. 794.

— — — Nun und zu aller Zeit
Sey wächsig dieser Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchsiger Hase, heißt in dem komischen Heldengedichte Phaeton, ein Hase in seinem besten Wachsthum.

Waffen, für Wappen. Beide Wörter sind eins, nur daß wir sie jetzt bekanntermaßen unterscheiden. Logau that es noch nicht; er sagt in der zweiten Zugabe S. 215.

— — — Ein Mann,
Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen. (II, 2.) Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der; so viel als Veränderung, Tausch. (XII, 8.)

Wandeln, für: ändern, verwandeln. Sinnged. 56. 90. 802.

Die Krankheit wandelt sich, wenn Neulicht mit dem alten
Am Monden Wechsel hält —

Deßgleichen Sinnged. 2192.

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß sie morgen nicht wie heute?
Glücke hat es nie gethan,
Wann sich wandelt selbst der Mann.

Wannen, für: von wannen. (VI, 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er entsprossen 2c.

Siehe Dannen.

Was, für: wie viel; wenn man sich über eine große Menge verwundert. Sinnged. 1081.

Lieber Gott, was hast du Affen!

Deßgleichen (XIII, 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für: Auflaurer, Nachsteller. Sinnged. 680.

Des menschlichen Lebens Wegelagerer.
Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe,
Sind des Menschen Lebensdiebe.

Weiben, so viel als: heyrathen, sich beweiben. Sinnged. 1534.

Willst du nicht **weiben**?

Siehe **Überweiben**.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unsere Vorfahren gleichfalls nannten, ein **Siemann**. **Weibling** ist bei unserm Dichter die Überschrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl sich Mann und Weib in Einen Leib
verleiben,
So darf sich doch der Mann deßwegen nicht ver-
weiben.

Wer, für jemand, kommt hin und wieder vor; als Sinnged. 548.

Will Kirchenbilder **wer** zum Ärgerniß anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutsch **kribbeln** und **wibbeln**. (VI, 19.)

Da vor Freuden alles **wiebelt** etc.

Wiederkäufler scheint bei unserm Dichter nicht sowohl einen, der etwas mit der Bedingung, es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der seine Waaren aus der zweiten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kauft. Sinnged. 2370.

Bubalus treibt stark Gewerbe mit viel pohlscher
Ochsen Haufen:
Neulich wollt' ein **Wiederkäufler** ihn mit samt
den Ochsen kaufen.

Wiederlegen, für: erwiedern, wieder erlegen. Sinnged. 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem Andern schenken,
Ist wiederlegt genüglich, wenn andre dran gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unser Dichter sehr wohl, was sonst Zinsenzins heißt; anatocismus. Sinnged. 1568.

Windei heißt das unfruchtbare Ei, welches eine Henne legt, ohne daß sie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256.

Ein Windei legt die Henne, die keinen Hahn nicht hat ꝛc.

Das Wort scheint nach Maßgebung des Griechischen gemacht zu seyn: *οὐριον, ὑπηνεμιον, ζεφυριον ὡον*.

Windlicht, so viel als Fackel. Zweite Zugabe 65.

Wenn die Frösch' im Finstern quaxen, zünde nur ein Windlicht an;
Ei wie werden sie bald schweigen ꝛc.

Wirr; einen wirr und irre machen, sagt Logau. Sinnged. 2448.

Wirthlich. (IV, 42. 92.) Dieses Wort ist von dem Worte wirthschaftlich wohl zu unterscheiden: Wirthlich geht die Person, den Wirth an; wirthschaftlich geht die Sache, die Wirthschaft an. Also sagt man: wirthschaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieses Wort ist unserm Dichter fast durchgängig weiblichen Geschlechts; als Sinnged. 1549. Deßgleichen Sinnged. 1684. Ein einzigesmal sagt er: Der Witz. Sinnged. 2630.

Der Monden stellt sich vor die Sonne und macht
sie finster eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen, erstrecket
sich noch lang, noch weit.

Witzel, sagt Logau, wofür wir jetzt Witzling sagen. Sinnged. 911.

Einen Doctor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Gümpel ꝛc.

Deßgleichen Erste Zugabe 100.

Wenn ich meinen Sinngedichten, sie zu schreiben,
Ende gebe,
Mach ich Anfang, daß sich Witzel, sie zu tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinnged. 727.

Kühnheit und Vermessenheit
Bringt es öfters noch so weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbespracht, so viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII, 85.)

Wohlbewußt, der; mens conscia recti, das gute Gewissen. Sinnged. 1966.

Bei dem Ärgsten Bestes hoffen geht wohl keinem an,
Der sich seines Wohlbewußtes nicht getrösten
kann.

Wohlfeilkeit. Sinnged. 265.

Wütig; voll Wuth, wüthend. Sinnged. 846.

Die Kinder Gottes sind, sind, wie ihr Vater, gütig;
Die Satans Kinder sind, sind, wie ihr Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinnged. 1093.

Wann sich mit Gewalt Unverstand verfreyt,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für: Meerwunder, Wunderthiere; ist noch gebräuchlich, und dient unserm Dichter zu einem Wortspiele. (IX, 55.)

Z.

Zankeisen, für Zänkerinn. Sinnged. 1404.

Zeihen, sich; ist das Gegentheil von sich verzeihen, Verzicht thun (siehe oben unter dem Worte verzeihen); auch ist es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt also im ersten Verstande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII, 30.)

Sagt, was wollen die sich zeihn,
Wenn sie eigennützig seyn?
Wenn sie das gemeine Heil
Messen nach dem eignen Theil?

Eben so sagt Opitz im Lobe des Kriegesgottes, v. 575.

„— — Was zeiht Achilles sich,
„Sich Nestor, seinen Hals zu setzen in den Stich,
„Ulysses gleichfalls auch? Achilles mag regieren
„Sein Land Thessalien ꝛc.

Und im zweiten Verstande heißt es: Schuld geben; wie Luther es schon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Zeitfolge. Dieses Wort ist die Überschrift des 2429sten Sinngedichts, und bedeutet so viel als: die Kunst, sich in die Zeit zu schicken.

Wer lieblich singen will, muß fallen bald, bald steigen;
Wer ruhig leben will, muß reden jetzt, jetzt schweigen.

Aus der ersten Zeile sollte man fast schließen, daß dieses Wort zu Logau's Zeiten ein musikalisches Kunstwort müsse gewesen seyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinnged. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutsche Zucht nicht will, die auch den Argwohn scheut.

Daher kommt züchtig, bescheiden; in Züchten und in Ehren; und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Pansa sehr deutlich erklärt finden: „Ich will es Euch aufrichtig sagen, ein Stück schwarz Brodt, und Zwiebeln dazu, schmeckt mir in meinem Winkel, wo ich für mich bin, und nicht so züchten darf, eben so gut, als ein Truthahn in Gesellschaft vornehmer Leute, wo ich ganz langsam essen, und nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das Maul und die Finger abwischen muß, und weder husten,

niesen, noch gähnen darf, so sehr mir es auch ankommt." Don Quixotte, 2. Buch XI. Cap.

2. proles, prosapia; in der Stelle, die unter verthun angeführt worden.

Zungenhonig, ein poetischer Ausdruck, bedeutet so viel, als: schmeichelhafte, liebkosende Reden. Sinnged. 774. Zungenhonig, Herzensgift.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften

Bd.: 8

Berlin (1825)

Opp. 653 m-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605058-2